3/1955

Akzente

ZEITSCHRIFT
FÜR
DICHTUNG

CARL HANSER VERLAG MÜNCHEN

AKZENTE

herausgegeben von Walter Höllerer und Hans Bender

Heft 3 · Juni 1955

Friedrich Schiller · Unser freies Urteil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung 19
Friedrich Schiller – Hundertfünfzig Jahre nach seinem Tode
Thomas Mann · Die unsterbliche Freundschaft 19
Karl Reinhardt · Sprachliches zu Schillers Jungfrau 20
Gustaf Gründgens über Schiller und die moderne Bühne ... 22
Günter Eich · Zwei Gedichte 22
Ilse Aichinger · Der Taxus 22
Ingeborg Bachmann · Die Zikaden. Aus einem Hörspiel 22
Walter Höllerer · Gaspard 25
Ruth Strelitz · Die Straße. Erzählung 25
Lyrikpreis des Süddeutschen Rundfunks 25
Martin Walser · Die letzte Matinée 26
Felix Hartlaub · Berliner Tagebuchblätter 1935/36 (Schluß) .. 27
Herbert Heckmann · Zwei Gedichte 27
Die Wahrheit als Sehnsucht · Aus dem Briefwechsel Vossler-Croce. 28
Th. W. Adorno · Aus einem Brief über »Die Betrogene« an Thomas Mann 28
Anmerkungen 28

© 1955 by Carl Hanser Verlag München

FRIEDRICH SCHILLER
»UNSER FREIES URTEIL UNTERWERFEN WIR IHRER DESPOTISCHEN MEINUNG«

In seinen Taten malt sich der Mensch. Und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwei Äußersten des menschlichen Verfalls, und beide in *einem* Zeitraum vereinigt! . . . . .

Mitten im Schoße der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit herauszubringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freies Urteil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen; nur unsere Willkür behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigentum aus der Verwüstung zu flüchten. Nur in einer völligen Abschwörung der Empfindsamkeit glaubt man gegen ihre Verirrungen Schutz zu finden, und der Spott, der den Schwärmer oft heilsam züchtigt, lästert mit gleich wenig Schonung das edelste Gefühl. Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis; die Bande des Physischen schnüren sich immer beängstigender zu, so daß die Furcht, zu verlieren, selbst den feurigen Trieb nach Verbesserung erstickt und die Maxime des leidenden Gehorsams für die höchste Weisheit des Lebens gilt. So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

FRIEDRICH SCHILLER – HUNDERTFÜNFZIG JAHRE NACH SEINEM TODE

THOMAS MANN
DIE UNSTERBLICHE FREUNDSCHAFT

In diesem unlyrischen Leben spielt das Erotische keine schöpferische Epoche bildende Rolle. Es gibt darin kein Sesenheim, kein Wetzlar, keine Lida, Marianne und Ulrike. Die Polarität der Geschlechter vergeistigte sich ihm, wie alles das tat. Das große Abenteuer seines Lebens, seine Erfahrung der Passion, der leidenschaftlichen Anziehung und Abstoßung, der tiefen Feindschaft, tiefen Sehnsucht und Bewunderung, des Gebens und Nehmens, der Eifersucht, des schwermütigen Neides und stolzer Selbstbehauptung, der dauernden affektvollen Spannung – war eine Angelegenheit zwischen Mann und Mann, zwischen ihm, dem ganz Männlichen, und jenem, dem er weibliche Artung zusprach, während andere, wie Schlegel, nun gerade das Maskuline in ihm betonten, – es war sein Verhältnis zu *Goethe*.

Dies Verhältnis ist das zentrale Kapitel seiner Biographie, und eine wie große Bedeutung die Begegnung, diese auf Gegensätzlichkeit, Polarität gegründete Freundschaft auch für Goethe besessen haben mag, wie hoch er sie, namentlich nach des anderen Tode, gehalten hat – der ihr eigentlich Verfallene, immer tief mit ihr Beschäftigte, mit ihr Ringende, der, dem sie Leid und Glück jeder Liebesheimsuchung ersetzte, war Schiller, und Goethes Verhalten darin war kühl und affektfern im Vergleich mit der zu ihm drängenden Haßliebe des Partners, der seinen Egoismus schilt, von ihm als von einer spröd-hochmütigen Schönen redet, der man »ein Kind machen« müsse, ganz und gar der Werbende ist; dessen erregt antithetisches Denken ganz vom Dasein des anderen bestimmt ist und dessen Gefühl für dieses dem seinen so fremde Dasein sich in Gedankenlyrik ergießt, welche in schwermütiger Demut, wenn auch mit unvollkommener Mannes-würde, die heldische Mühe, die sein Teil und Los ist, der Begnadung unterordnet und sich verbietet, ihr zu »zürnen«.

Unbegreiflich, daß, wenn von Schillers Lyrik die Rede ist, fast nie des unsäglich ergreifenden Gedichtes in Distichen gedacht wird, worin

wahrhaft einmal Lyriker, und das mit Abstand sein tiefstgefühltes, seiner erhabenen Resignation sein allerschönstes ist: »*Das Glück*«, se Seligpreisung dessen, den die gnädigen Götter vor der Geburt ion liebten und den als Kind Venus im Arme gewiegt.

»Welchem Phoebus die Augen, die Lippen Hermes gelöset
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedruckt!
Ein erhabenes Los, ein göttliches ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfen bekränzt.
Ihm ist, eh' er es lebte, das volle Leben gerechnet,
Eh' er die Mühe bestand, hat er die Charis erlangt.«

nd dann er selbst:

»*Groß zwar nenn' ich den Mann*, der sein eigener Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt selber die Parze bezwingt;
Aber nicht erzwingt er das Glück, und was ihm die Charis
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Mut,
Vor Unwürdigem kann ihn der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
Zürne dem Glücklichen nicht, daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt!
Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie *verdienstlos*
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk.
Laß sie die Glückliche *sein*, du *schaust* sie, *du* bist der Beglückte,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich...«

ll ich weiter zitieren? Es ist so verlockend! Nur dies noch:

»Auf dem geschäftigen Markt, da führe Themis die Waage
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab – – –
Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit.
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.
Wie die erste Minerva so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.«

Schöneres, Edleres, Heiligeres findet sich nicht im ganzen Bereich de Gefühls und der Sprache. Ich gebe Anthologien erotischer Lyrik dara für dies Liebesgedicht des Geistes, des Willens, der »Mühe«, der Tu gend ans verdienstlos Göttliche, des Schauenden an das Seiende. Es isi eigentlicher als der »Epilog zur Glocke«, der freilich, das seelische Bil ergänzend, Bewunderung gegen Bewunderung setzt, *das* poetisch Monument dieser bis zum Symbolischen großgearteten und proble matischen Freundschaft; die Sublimierung und letzte Vergeistigun aller Bitterkeit und leidenden Ranküne, welche großmütige Tugen erfüllen mögen angesichts rätselhafter und gleichsam ohne Wimper schlag blickender Naturdämonie, – Bitterkeiten, die hier gründlic ausgekostet wurden. »Öfters um Goethe zu sein, würde mich un glücklich machen«, heißt es noch 1789 in einem Brief. »Er hat auc gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist a nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhn lichem Grade... Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Gei von ganzem Herzem liebe und groß von ihm denke. Eine ganz sonder bare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt ha eine Empfindung, die derjenigen nicht ganz unähnlich ist, die Brutu und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seine Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. An seinem Urte liegt mir überaus viel... Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.« Dies dramatisch intrigante »ihn mit Lauschern umgeben« ist ganz Schiller – und da andere auch. Dies zum Beispiel vom selben Jahr: »Goethe ist mir ein mal im Wege, und erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich ha behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von seinem Schicksal ge tragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!« Od ein Jahr später: »Interessant ist's, wie Goethe alles in seine eigene A und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ic möchte doch nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, m ihm streiten. *Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etw zu bekennen.* Ihm ist die ganze Philosophie subjektivisch, und da hö denn Überzeugung und Streit zugleich auf.«

Diese Art von Kummer über den »mangelnden Lidschlag«, wie ic es nenne, ist nie ganz gestillt worden, auch zu Zeiten nicht, wo er z Goethe selbst von dem »schönen Verhältnis« spricht, »das zwische

s ist« und fast mit denselben Worten, in die auch jener es aphori-
sch gekleidet hat, ihm erklärte: »Dem Vortrefflichen gegenüber
ot es keine Freiheit als die Liebe.« Zu Zeiten, wo er über den Freund
Dritte schreibt: »Die hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht,
e mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch den größten Wert
n allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich
n Genie nur in der Ferne bewundern. Ich darf wohl sagen, daß ich
den sechs Jahren, die ich mit ihm zusammen lebte, auch nicht einen
ugenblick an seinem Charakter irre geworden bin. Er hat eine hohe
ahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für
s Rechte und Gute; darum haben sich Schwätzer und Heuchler und
phisten in seiner Nähe immer übel befunden...« Er, der Reine,
rf sich wohlbefinden trotz aller wiederkehrenden Beunruhigung
rch naturelbische Indifferenz, in der Nähe dieser hohen Biederkeit,
ses Ernstes für's Gute. Und welche Genugtuung denn auch, daß der
ist der Natur, der Held dem Gotte *helfen*, ihn fördern und spornen,
n dumpfes Zögern antreiben und aufhellen, ihm ein Teil freund-
aftlicher Überlegenheit erweisen kann! Es kommen Augenblicke,
wa bei den Beratungen über die Unbegrenzbarkeit des »Faust«, wo
s Geistige, die Philosophie, das Ideelle über das Göttlich-Naive
umphiert oder doch zu triumphieren vermeinen darf, wo es mit
ner gewissen sublimen Schadenfreude das ganz Andere auf die eigene
häre notwendig angewiesen sieht: »Die Anforderungen des Faust
d zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden,
e Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philo-
phische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum
enst einer Vernunftidee bequemen müssen.« – Nun, es ist aus dieser Be-
emung nicht gar viel geworden; in seinem lockeren Weltgedicht ist
m der Freund aus dem Dienst einer Vernunftidee einigermaßen ent-
scht. »Idee?« fragt er als Greis, »Nicht daß ich wüßte. Da kommen sie
d fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht? Als
ich das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die
elt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee, sondern
ng der Handlung... Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden
üssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges
ben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere
hnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!«

Gleichviel. Ein Wort wie dieses, gerichtet an Schiller: »Sie habe
mir eine zweite Jugend geschenkt, mich wieder zum Dichter gemacht«
wiegt es wohl auf, daß der Ältere dem Jüngeren die einmal bei dieser
hervorbrechende briefliche Anrede »Geliebter Freund!« denn doch
niemals erwidert hat. Und ist nicht auch Schiller nach langer Verloren
heit im Abstrakten »wieder zum Dichter gemacht worden«, indem e
fruchtbarste Belebung schöpfte aus der Anschauung von Goethes spe
zifischem Genie, der Kunst als Naturkraft, des intuitiven Menschen
Es ist ein wahrhaft großer Austausch, die Bewunderung wechselseitig
und was Goethe betrifft, so wächst sie beständig nach dem Tode de
anderen. Es ist, als ob er zu dessen Lebzeiten nicht ganz gewußt hätte
was er an ihm besaß. Er hat ihn mit Zwischengefühlen kopfschüttelnd
der Abneigung geliebt, es ist kein Zweifel, auch als er lebte; hat sein
Zartheit beschützt, in Gesellschaft das Gespräch gewendet, wenn e
merkte, daß es jenem nicht behaglich war, ihm die Gelegenheit zuge
spielt, das Wort zu führen und damit zu glänzen. Aber während sich
damals in seiner Dichtung nichts findet, was an tiefem Gefühl dem
Sange vom »Glück« entspräche – spät, im zweiten Teil des »Faust«
in der Chiron-Szene, wo vom »hehren Argonautenkreise« die Rede
ist, findet es sich auf einmal, verhüllt, aber schwerlich zu verkennen

»So wirst du mir denn doch gestehn:
Du hast die Größten deiner Zeit gesehn,
– – – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Doch unter den heroischen Gestalten
Wen hast du für den Tüchtigsten gehalten?«

Der Kentaur nennt sie alle, von denen »jeder brav war nach seine
eigenen Weise«, und Faust fragt:

»Von Herkules willst nichts erwähnen?«

Die Antwort:

»O *weh! Errege nicht mein Sehnen!*
Ich hatte Phoebus nie gesehn,
Noch Ares, Hermes, wie sie heißen;
Da sah ich mir vor Augen stehn,
Was alle Menschen göttlich preisen.
So war er ein geborner König...«

er ist dieser Herkules, um den sich vergebens die Lieder mühen, um
n »sie vergebens den Stein quälen«? Man glaubt es zu wissen, man
eiß es. Und daß Goethe den verewigten Freund im Bilde des Her-
les, des zu den Göttern erhobenen Mannes der zwölf Taten sah,
ßt vermuten, daß er von dem Traume wußte, den Schiller lange ge-
gt hat: dem Traum einer olympischen Idylle, welche die himmlische
ochzeit des Sohnes des Zeus und der Alkmene mit Hebe, der trank-
endenden Göttin der Jugend, hätte behandeln sollen und die dem
ichter »als Höchstes« vorschwebte. In keiner seiner Aufzeichnungen
id Vormerkungen von Arbeitsplänen und -möglichkeiten, soviel
n sehe, ist sie erwähnt, aber ihr seelischer Gehalt klingt an in der
hlußstrophe des Gedichtes »Ideal und Leben«:

»Bis der Gott des Irdischen entkleidet
Flammend sich vom Menschen scheidet
Und des Äthers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.«

aß dies Lyrik ist in des Wortes persönlichster, intimster Bedeutung,
usdruck eines tiefsten Verlangens, lehrt ein Brief an Wilhelm von
umboldt, worin – dies einzige Mal – in hingerissener Mitteilung von
nem Arbeitstraum die Rede ist: im Jahre 1795, zehn Jahre noch vor
s Dichters Tode. Für mich ist es die merkwürdigste, die enthüllend-
und ergreifendste Stelle aus allen seinen Briefen. Von einer poeti-
nen Darstellung spricht er da – »alles Sterbliche aufgelöst, *lauter*
cht, lauter Freiheit, lauter Vermögen – *keinen Schatten, keine Schranke*,
chts von dem allen mehr zu sehen. – Mir schwindelt ordentlich,
enn ich an diese Aufgabe – wenn ich an die Möglichkeit ihrer Auf-
sung denke. Eine Szene im Olymp darzustellen, welcher höchste
er Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüt nur
st ganz frei und von allem Unrat der Wirklichkeit recht rein ge-
aschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen äthe-

rischen Teil meiner Natur noch einmal zusammen, wenn er auch be
dieser Gelegenheit rein sollte aufgebraucht werden«.

Große, empor verlangende Seele! Wann sollte sie denn wohl »gan
frei«, »von allem Unrat der Wirklichkeit reingewaschen« sein? Wan
denn hienieden würde der ätherische Teil seiner Natur sich flammen
vom Menschen geschieden haben, um sich in diesem Gedicht zu ver
strömen? Die Idee ist völlig transzendent, dem Leben nicht angehörig
überirdisch, sie scheint einem seligen Geiste vorbehalten. Der Man
der Taten hat in den zehn Jahren Erdenlebens, die ihm blieben, an da
Gedicht seines Traumes niemals die Künstlerhand gelegt, obgleich e
sich »höchsten Genuß« davon versprach. Von dem ätherischen Te
seiner Natur hat er jedem der edelmütigen, wenn auch irdisch be
schränkten Werke etwas vermacht, die er dem Leben noch gab, s
daß sie alle davon einen Schimmer tragen. Aber der überirdisch
Werktraum von lauter Licht und Freiheit zeigt, wohin seine letzt
Sehnsucht ging: nach Entkleidung vom Irdischen, nach Verklärung.

»Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.«

Die Strophe, die diese Verse weihevoll beschließen, hat Goethe er
zehn Jahre nach des Freundes Tod dem »Epilog zur Glocke« hinzu
gefügt. Aber schon das berühmte

»Denn hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine«

erwidert das hohe Sich-Unterordnen des Schillerschen Liebesliede
vom »Glück«. Was nämlich ist das Gemeine? Nicht nur das Gewöhn
liche, das Niedrige. Es ist das Natürliche, unterm Gesichtspunkt d
Geistes und der Freiheit gesehen; es ist Gebundenheit, Abhängigke
und Gehorsam, nicht Wille und sittliche Emanzipation. Es ist d
Naive – und naiv genug wirkt es, wenn Goethe im Hinblick a
Schillers heroisches Leben vor Übertreibungen im Gebrauch des kat
gorischen Imperativs warnt; wenn er sagt, der Geist habe jenen au
gefressen, die Idee der Freiheit ihn buchstäblich getötet, denn er ha
durch sie Anforderungen an seine physische Natur gemacht, die fü
seine Kräfte zu gewaltsam waren. Aber solchem Bedauern über d
Unweisheit des Sittlich-Allzusittlichen hält eine tiefe Verwunderun

n Goethes Antäusnatur über das Phänomen die Waage, und sie wird unende Bewunderung in solchen Erinnerungsworten wie: »Nichts nierte ihn, nichts engte ihn ein, nichts zog den Flug seiner Gedanken . Er war am Teetisch so groß, wie er es im Staatsrat gewesen wäre.« der ein andermal: »Da war Schiller ein ganz anderer Gesell, immer ußte er in Gesellschaft bedeutend und anziehend zu sprechen.« Wähnd nämlich er selbst ganze Abende lang »maussade« war und den und nicht auftat, was natürlich Beklemmung schuf; denn wer sollte den, wenn er schwieg. Bedingt, gebunden, beeinflußt durch hunrt Umstände, besonders durch das Wetter (er nannte sich ja »ein zidierter Barometer«), ohne allen Glauben an Willensfreiheit, vielehr pantheistischer Notwendigkeit ergeben, fern davon, irgend was erzwingen zu wollen, läßlich die Stunde abwartend für alles, ußte er mit einer Art von Grauen auf den blicken, der bekannte: Was ich bin, bin ich durch eine oft unnatürliche Spannung meiner aft«, mit Staunen, ja einer gewissen Beschämung auf ihn, der von h sagen durfte, daß er körperlichen Leiden keinen Einfluß gestatte f die Freiheit und Heiterkeit seines Geistes.

Ein Bund wechselseitiger Bewunderung von Geist und Natur ist se großartige Freundschaft, aber es nicht zu sagen, wie schwierig e Voraussetzungen waren, und nicht zu verkennen ist die tiefe nie, die darüber waltete – eine Ironie, versteht sich, von beiden iten her. Denn was ist es andres als Ironie im sublimsten Sinn, wenn hiller in einem Briefe Goethe vor Kant, seinem eigenen Lehrer und gott, *warnt*? Goethe könne nur Spinozist sein, sagt er ihm; seine *öne naive* Natur würde sofort zerstört werden durch das Bekenntnis einer Freiheitsphilosophie. Dem Geiste, das sieht man hier, liegt chts ferner, als die Natur zu sich bekehren zu wollen. Er warnt sie r sich. Dem sittlichen Sentimentaliker erscheint die Naivität als *schön* d als höchst bewahrenswert. Aber wer fühlte nicht aus der liebenn Obhut, in die er sie nimmt, eine gewisse zärtliche Verachtung raus? Schiller kann »das schöne Verhältnis, das zwischen uns ist,« cht genug erheben und »findet augenscheinlich«, daß, wenn er im allenstein über sich selbst hinausgegangen, dies »die Frucht unsers mgangs ist«. »Denn nur der vielmalige kontinuierliche Verkehr mit ner so objektiv mir entgegenstehenden Natur, mein lebhaftes Hineben darnach und die Bemühung, sie anzuschauen und zu denken,

konnte mich fähig machen, meine subjektiven Grenzen so weit aus einanderzurücken.« Aber die kritisch leidende Ungeduld mit der Partner dieses fruchtbaren Umgangs dauert an bis zum Ende, sie geht tatsächlich bis zum Wunsche, ihn abzubrechen, und noch zwei Jahre vor seinem Tode schreibt er an Humboldt: »Goethe ist jetzt ordentlich zu einem Mönch geworden und lebt in einer bloßen Beschaulichkeit die zwar keine abgezogene ist, aber doch nicht nach außen produktiv wirkt. Allein kann ich nichts machen, oft treibt es mich, mich in die Welt nach einem andern Wohnort umzusehen; wenn es nur irgend wo leidlich wäre, ich ginge fort. –«

Und Goethe? Es wird immer ein Geheimnis bleiben, wie er in tiefster Seele über Schiller als Dichter dachte. »Was Schiller unter Dichter verstand«, schreibt Herman Grimm, »war für Goethe gar kein Dichten. Schillers poetisches Schaffen war Goethe etwas Fremdes. Schiller *suchte* sich seine Stoffe. Dann modellierte er so lange daran herum, bis sie ihm bequem lagen.« Merkwürdige Anekdoten gibt es denn auch, deren Authentizität meinetwegen etwas in der Schwebe bleiben mag, die aber a priori etwas Überzeugendes haben. So ist von einer Frau der Gräfin Wagensperg, einer Verehrerin, deren Intelligenz und Beobachtungsgabe sonst wenig Zweifel duldet, und die übrigens der Ehrfurcht bezeugt, mit der Goethe in das Gebiet der hohen Ideen eintrat, worin Schiller seine Heimat hatte, folgende Äußerung überliefert: »Mir schien freilich nicht, daß er eben den Dichter in dem Freunde bewunderte, und am wenigsten den dramatischen. Ich merkte selbst als ich einst fallen ließ, ob dessen Wallenstein denn etwas Wirkliches, Lebendiges, seine Darstellung ein Werk des dramatischen Genius sei, daß über Goethes Gesicht ein Erröten der Überraschung ging, ein Ausdruck, der gutmütig fragte, warum man ihm seine geheimsten Überzeugungen entlocken wolle? Und so bin ich überzeugt, daß er nicht einmal seinen Freund nur habe ahnen lassen, wie er über den Dichter Schiller denke. Überhaupt ist der zarten Schonung, der Gutmütigkeit in Goethe weit mehr, als die Menschen glauben, und ich meine, daß in seinem Charakter viel weniger Härte sei als in Schiller.« – Nicht nur vermöge dieser letzten Worte trägt die Geschichte den Stempel der Wahrheit – ungeachtet der gebietenden Autorität, mit der Goethe, ganz Jupiter tonans, gegen schon zeitgenössische Zweifel an Schillers, des »Denkers und Redners«, poetischem Genie sich erhob

r spottet zornig: »Freilich verlautet jetzt von dem guten Schiller, daß r kein Dichter sei, doch haben wir darüber so unsere eigene Meinung.« Und er donnert: »Ich nehme mir die Freiheit, Schiller für einen Dichter und für einen großen zu halten!« Es ist etwas von Zusammennehmen des Willens, von treuer Entschlossenheit zur Abwehr jeder kritischen Skepsis, auch der eigenen, in diesem »Ich nehme mir die Freiheit«.

Eine gewisse Lebensderbheit, die früher hervortreten konnte, verschwindet nach des Freundes Tode völlig aus Goethes Worten und Gefühl. Man hatte sich eines Tages bei Schiller zu einer Vor-Verständigung über die Aufführung der eben vollendeten »Maria Stuart«, besonders über die mythisch erfundene Szene der Begegnung Marias und Elisabeths im Park von Fotheringhay, versammelt. Beim Weggehen, auf der Straße, sagt Goethe ganz laut: »Neugierig bin ich doch, was die Leute sagen werden, wenn die beiden Huren zusammenkommen und sich gegenseitig ihre Aventüren an den Kopf werfen!« So humoristisch« hätte Schiller sich über eine Intuition des Freundes nie geäußert, noch hätte Goethe je noch dergleichen verlauten lassen nach Schillers Hingang, des klügsten, reinsten, ebenbürtigsten Menschen, der ihm je begegnet. Für den Überlebenden verklärt das Verhältnis, einst die Quelle mancher Ungeduld, sich mehr und mehr zu vollkommener Pietät, zu jenem »O weh, errege nicht mein Sehnen!« und einem »Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!«. Nicht daß das Gegensätzliche, das ursprünglich Feindselige vergessen war, noch ein Beschwerliches, zuweilen Lästiges, und daß »in Schillers Gegenwart die Kunst manchmal zu einer gar zu ernsthaften Angelegenheit wurde«. Aber zur stehenden Redewendung für alles Fremde, ganz Andere an dem Verewigten wird nun das »Es war nicht Schillers Sache«. Es war nicht seine Sache, sorgsam zu motivieren, nicht seine Sache, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren, sondern über alles mußte er reflektieren, der wunderliche, große Mensch, und gar nicht seine Sache war eine stille Entwicklung aus dem Innern, sondern er griff in einen großen Gegenstand kühn hinein und betrachtete und wendete ihn so und so und sah ihn so und so an und handhabte ihn so und so. Er sah seinen Gegenstand gleichsam nur von außen an, das war seine Sache und Art. Sein Talent war mehr desultorisch, wenn man uns recht verstehen will. Deshalb war

er auch nie entschieden, das war nicht seine Sache, und konnte nie fertig werden, auch mit unseren Angelegenheiten nicht, und kritisierte in den Wilhelm Meister beständig hinein, wollte ihn bald so, bald anders haben, und wir hatten unsere liebe Not, uns und das Unsere dagegen zu behaupten. Ein großer, großer, grundwunderlicher, unvergeßlicher Mensch. Wir werden nimmer seinesgleichen sehen.

Als ob es nicht vielmehr Schillers »Sache« gewesen wäre, sich zu behaupten und zu wehren, sich beständig zu vergleichen und abzugrenzen, um sich durch Unterscheidung gleichzustellen – was alles ja eben das etwas Lästige gewesen war. Sein Wissen, daß die bildende Kraft in dem Freunde soviel zwangloser wirkte als in ihm, war durch keinen Stolz zu verwirren, seine Bewunderung und Selbstunterordnung of grenzenlos. »Goethes episches Gedicht Hermann und Dorothea ist der Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst. Während wir andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen.« – Oder zum Beispiel: »Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn; was mir in einem Grade, der ganz und gar bis zur Unwissenheit geht, mangelt. Hätte ich nicht einige andere Talente und hätte ich nicht so viel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich in diesem Fache gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein.« Und er fährt fort: »Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir *eine gewisse Excellence* darin gibt, eben weil es mein eigen ist.« Ein wundervoller Satz! Denn ist nicht »die Kunst« ein übergeordnet-genereller Begriff, etwas eigentlich Abstraktes, das sich in seinen individuellen Verwirklichungen und Ausprägungen jedesmal neu und besonders konkretisiert? Jeder ihrer Erscheinungsfälle ist ein höchst spezieller und persönlich bedingter Sonderfall, welchen der großen und allgemeinen Idee der Kunst zu subsumieren demjenigen, der ihn darstellt, zuweilen recht schwer fällt. Jede Kunstübung bedeutet eine neue und ihrerseits schon sehr kunstvolle Anpassung individueller Voraussetzungen und Talente an »die

unst« – ja, es gibt die Kunst eigentlich gar nicht, es gibt nur den ünstler und sein persönliches Arrangement mit ihr, worin er dann, en weil es sein eigen ist, notwendig »eine gewisse Excellence« bährt.

Die Briefstelle ist von 1789. Sieben Jahre später, zur Zeit des »Wallnstein«, schreibt er an Wilhelm von Humboldt: »Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethens Gebiet gerate und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr, auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch was übrigbleibt, was Mein ist und Er nie erreichen kann, so wird in Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden tun, und ich offe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns, wie n in meinen mutvollsten Augenblicken mir verspreche, verschieden pezifizieren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern nter einem höheren idealischen Gattungsbegriffe einander koordinieen.« – Das ist das Endresultat eines langen messenden Sich-nicht-essen-Wollens; und stimmt es nicht völlig überein mit Goethes Da streiten sich die Deutschen, wer größer sei, Schiller oder ich. Froh llten sie sein, daß sie zwei solche Kerle haben, über die sie streiten nnen.« Dem Überlebenden aber wurde der Tote, was er diesem nn doch niemals gewesen war: er wurde ihm heilig. Aus seinen tzten Lebensjahren stammt die Antwort, die er der Schwiegertochter Ottilie erteilte auf ihre Aussage, Schiller langweile sie oft. Da andte er sein Gesicht weg und erwiderte: »Ihr seid alle viel zu armlig *und irdisch* für ihn.«

Wir sollten uns alle fürchten vor dieser Gebärde, diesem strafenden Wort des alten Goethe, und zusehen, daß wir uns nicht als allzu irdisch-mselig erweisen vor ihm, nach dessen Dasein an seiner Seite sich ner bis an sein Grab zurücksehnte. Denn daß sein Andenken erlöhen dürfe, daß er unzeitgemäß geworden sei, uns nichts mehr zu gen habe, ist Vorurteil und Wahn. Es ist eine Meinung von gestern, ist veraltet. Wie stark, bei neu durcharbeitender Beschäftigung mit inem Werk habe ich das empfunden – und daß er, der Herr seiner rankheit, unserer kranken Zeit zum Seelenarzt werden könnte, enn sie sich recht auf ihn besänne.

KARL REINHARDT
SPRACHLICHES ZU SCHILLERS JUNGFRAU

Wie ein Gegenstand aus einer fürstlichen Raritätenkammer, vo
Kundigen gern erklärt, Unkundigen immer wieder befremdlich, i
in Schillers Jungfrau die Montgomery-Episode, 2. Aufzug, 6. b
8. Auftritt; von den mancherlei Früchten, die das Künstlerbündn
der beiden Klassiker gezeitigt hat, eine der sonderbarsten.

Ihre Entstehung ist bekannt. Die Daten belegt der Briefwechse
zwischen Schiller und Goethe. Am 3. September 1800 geht Goeth
nach Jena, wo er bis zum 4. Oktober bleibt. Hier ergreift ihn, statt d
Tancred, seines Trauerspieles nach Voltaire, seine Helena. Sie geling
über Erwarten. Schiller und Meyer treffen aus Weimar ein, a
21. September liest ihnen Goethe den Anfang vor. Die ungewohnte
Trimeter tun ihre Wirkung. Schiller aus Weimar vom 23. Septembe
»Ihre neuliche Vorlesung hat mich mit einem großen und vornehme
Eindruck entlassen; der edle hohe Geist der alten Tragödie weht au
dem Monolog einem entgegen und macht den gehörigen Effekt, in
dem er ruhig mächtig das Tiefste aufregt.« Während Goethe am Faus
arbeitet Schiller an der »Jungfrau«. Jeder begleitet mit gleicher Antei
nahme den Schaffensprozeß im anderen. Herders Frau an Knebe
10. September: »Es ist eine feierliche Stille hier unter den Großen
Schiller arbeitet wieder etwas Großes; es soll ihm gelingen. Man wei
aber nicht, was!« Mitte November ist Goethe wieder in Jena. Wiedd
kündigt ihm Schiller seinen und Meyers Besuch an, 18. Novembe
»Ich war dieser Tage ziemlich bei meiner Arbeit und habe die Szen
mit den Trimetern beendigt.« Goethe weiß sogleich, daß die Mon
gomery-Szenen gemeint sind. Ihr sprachliches Gewand entsteht bi
nen zwei Monaten unter dem Eindruck, den die »Helena« hinterläß

In der Zwischenzeit »wünscht« Schiller, »tiefer in die Sache einz
dringen«. Er habe »große Lust, sich in Nebenstunden etwas mit de
Griechischen zu beschäftigen, nur um so weit zu kommen, daß ich
die griechische Metrik Einsicht erhalte«. Er bittet, ihm eine griechisch
Grammatik und ein Lexikon zu empfehlen: »Ihre neuliche Vo
lesung hat mich auf die Trimeter sehr aufmerksam gemacht.« Goeth
statt den Neophyten willkommen zu heißen, winkt ab: »Das Sto

rtige jeder Sprache so wie die Verstandesformen stehen so weit von er Produktion ab, daß man gleich, sobald man nur hinblickt, einen großen Umweg vor sich sieht, daß man gern zufrieden ist, wenn an sich wieder herausfinden kann. In meiner Arbeit gehe ich nur so ach allgemeinen Eindrücken. Es muß jemand wie Humboldt den Weg gemacht haben, um uns etwa zum Gebrauch das Nötige zu überefern.« (28. September.) Er selbst will Humboldts Besuch abwarten. leich danach fällt ihm ein, »daß ich noch einen Aufsatz von Humoldt über den Trimeter habe... Auch liegt ein Teil seines Agamemon bei; beides wird einigermaßen Ihren Wünschen entgegenkomien«. Für Humboldts Arbeit dankt Schiller am 1. Oktober: »Ich offe allerlei daraus zu lernen.« Mit Hermanns Metrik kommt er icht zurecht.

Da taucht unter den Patenschaften des Entstehenden außer den eiden bekannten, Goethe und der Antike, eine dritte, unbekannte if: Humboldt. Das Verhältnis beginnt kompliziert zu werden. Auf umboldt hat die gelehrte Literatur, deren Gattung teils die kommenerende Anmerkung, teils die geistesgeschichtliche Synthese ist, bisher icht hingewiesen. Ist sein Anteil zu bestimmen? Ist er wesentlich?

Goethe besaß Humboldts Übersetzung aus dem Agamemnon des ischylos seit einem und einem viertel Jahr: »Für die Mitteilung des tückes vom Agamemnon danke ich recht sehr, es ist sehr löblich, daß ie in der großen Zerstreuung eines auswärtigen Lebens (Humboldt t in Paris) nur daran festhalten, wo doch der Grundpfeiler aller sthetischen Bemühungen steht.« (Jena, 26. Mai 1799.) Humboldt hat war seine Agamemnon-Übersetzung erst 1816 veröffentlicht, bemerkt aber im Vorwort, daß er sie schon 1796 anfing, 1804 umarbeite und seitdem nicht aufgehört hat, sie zu verbessern. So viel auch päter hinzugekommen sein mag, das Entscheidende, die griechischen rimeter im Deutschen nachzubilden, war ursprünglich Humboldts, icht Goethes Gedanke. Im Manuskript der Vorrede stand ein Satz ehr, der für den Druck gestrichen wurde: »1796, als es wohl noch eine andere Trimeter als einige Stellen in Voß' mythologischen riefen gab.« (Akademie-Ausgabe von A. Leitzmann, VIII, S. 146.) n der Tat wendet z. B. J. G. Schlosser, Goethes Schwager, Äschylus rometheus, Basel 1784, im Monolog des Titanen den Blankvers an, ie Dialoge gibt er in Prosa, das Lyrische in freien Rhythmen, alles

im Stil des Sturm und Drang: »Um die Schauspielkunst auch in un
ren nervenlosen Zeiten wieder zu einiger Größe zu erheben.« N
Shakespeares Muster, in gefälligem Blankvers, übersetzt Christ
Graf zu Stolberg 1787 die sieben Tragödien des Sophokles, von de
er den »Ödipus in Theben« Goethe widmet; bei den Chören hilft
sich, indem er sie z. T. horazischen Strophen annähert. Nicht and
macht es Friedr. Leopold Graf zu Stolberg, Vier Tragödien des Aesch
lus, 1802. Damit man Humboldts Neuerung ermesse, gebe ich zw
Gegenproben. Schlosser:

O Luft des Äthers! O ihr schnelle Winde!
Ihr Wasserquellen! Meeres-Wogen!
All Mutter-Erd! Und du, du Kreiß der Sonne,
Der alles faßt und sieht; Euch ruf' ich all!
Seht, was ich leid! Ein Gott von einem Gott!

Christian Graf zu Stolberg:

O Herrscher dieses Landes, Ödipus!
Du schauest, welche Schar dein Heiligtum
Umringet, jedes Alters; diese hebt
Der Fittig kaum, und diese Greise beugt
Die Zeit.

So viel auch Humboldt zwischen seinem ersten Entwurf und sein
Ausgabe geändert haben mag, das Grundsätzliche, wonach er verfuh
muß ihm doch schon von Anfang an festgestanden haben. Als er v
Shakespeare abrückte, mußte er eher noch deutlicher als zwanz
Jahre später sich dagegen verwahren, daß seine »Trimeter« an d
Alexandriner seligen Angedenkens, die Zierde der »Deutschen Schau
bühne«, gemahnten. Im Vorwort von 1816 erklärt er: »Der Abschn
nach der sechsten Silbe, wo er der einzige ist, muß allerdings im Tr
meter vermieden werden. Allein neben einem anderen überwiege
den schadet er dem Verse nicht, der, seinem übrigen Bau nach, nic
leicht mit dem gewöhnlichen Alexandriner verwechselt werd
kann.« Goethe und Schiller haben sich an diese Regel gebunden. W
Humboldt an Schönheit dem griechischen Metrum nachrühmt, schi
dem nahezukommen, was den beiden Klassikern als das Vollkommen
vorschwebte, wo immer es griechisch zu erklingen schien: »Was vo

glich den Trimetern des Äschylos so viel Kraft und Größe gibt, die rmonische Verteilung und Verschränkung der rhythmischen und osodischen Einschnitte und die Sorgfalt für vollklingende Wortße ist im Deutschen überaus schwer und in der gleichen Vollkomenheit unmöglich zu erreichen.« Damit verglichen, wie leicht hatte sich der naive Schlosser, wie leicht hatten es sich auch noch die olberge gemacht! Was für ein Wunder an Sprache und Rhythmus ird man nicht nach dieser Ankündigung erwarten! Aber da taucht reits eins der gefährlichen Riffe auf, die unter der neuen »metrihen« Übersetzung lauerten: »Ich habe nach meinen Kräften dahin strebt und wenigstens die allzu häufigen einsylbischen Ausgänge zu rmeiden gesucht, welche die Natur unsrer Sprache und Konstruk-n bis zum Überdruß herbeiführt.« »Bis zum Überdruß«? Daß dieses gen »die Natur unsrer Sprache« gerichtete Bestreben zu deren Verwaltigung führen mußte, hat ihn nicht beirrt, sondern bestärkt. enn ohne Vergewaltigung kein »Fremdes«! Und eben dieses, in aller habenheit das »Fremde« hervorzubringen, war sein heißes Bemühen. ier nimmt in seiner Einleitung die sonst so geruhige Sprache eine härfe an, die ihn als Angefochtenen in der Selbstrechtfertigung rrät: »Wenn man in ekler (!) Scheu vor dem Ungewöhnlichen ch weiter geht und das Fremde selbst (d. h. nach Humboldt nicht r die Fremdheit) vermeiden will, ... so zerstört man alles Übersetn und allen Nutzen desselben für Sprache und Nation.« Humboldts, s Übersetzers, Sache wird zur Sache der Nation, die mit ihm siegt er fällt.

Aber worin besteht, nach Humboldt, jenes »Fremde«? Beschränkt sich auf das Formale? Ist es ein Nationalcharakter? Ein Zeitcharakr? Ist es das »Archaische«? Ist es ein Zug des Dichterischen schlechtn? Ist es das, was uns aus unserem Gewohnten herausreißt, uns vor nsere Wahrheit stellt? Vor unsere Nacktheit? Oder vor unser Ideal? umboldt schweigt sich darüber aus. Historisch gesehen steht offenbar in Jugendplan, den Aischylos »metrisch« zu übersetzen, auf der hwebe zwischen klassischem Ästhetizismus und beginnendem Hiorismus.

Humboldt rechtfertigt sich zwar als Metriker, er verteidigt seine essung der Längen und Kürzen – die es doch im Deutschen nicht bt –, er läßt es nicht fehlen an tiefgründigen Bemerkungen über den

Rhythmus als die Woge der Empfindung und des Gemütes, ehe es sich in Worte ergießt – er ist einfühlender in der Theorie, in seinem Grundgedanken der Entfaltung, als in der Praxis –, aber das »Fremde« bleibt undefiniert. Sollte es nur negativ, nur als das Undeutsche zu bestimmen sein?

In denselben Abweichungen vom deutschen Gebrauch stimmen die beiden Dichter mit dem Übersetzer so genau überein, daß nicht zu bezweifeln ist: nicht nur Goethe wirkt auf Schiller, sondern zuvor Humboldt auf Goethe und durch Goethe mittelbar und unmittelbar auf Schiller. Schiller mochte um so mehr auf Humboldt hören, als er schon 1797 unter dem Eindruck von dessen Übersetzung eines Chores der Eumeniden (erschienen in der Berlinischen Wochenschrift 1793) seine Kraniche des Ibykus um ein chorisches Mittelstück bereichert hatte. Im übermäßigen Gebrauche der Partizipia, in der manierierten Wortstellung, in der Trennung des Zusammengehörigen, wie z. B. der Reflexiva von ihren Beziehungsworten, in der Neigung, unbetonte Pronomina an das Ende der Verse zu setzen, um nur einiges des Auffallenden zu nennen, trennen sich die drei in diesen ihren dre Hervorbringungen einhellig von allem, was sonst üblich ist.

Bei Schiller echot Humboldt, wie z. B. im Rhythmus und in der Wortstellung:

> Ich Unglückselger! Eitler Wahn betörte mich. –
> Fleh ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich! –
> Oh, so erbarme meiner jammervollen Eltern dich,
> Die ich zu Haus verlassen. Ja, gewiß auch du
> Verließest Eltern, die die Sorge quält um dich.

Bei Goethe klingt dasselbe wieder:

> Dort unten freuet nun der König Menelas
> Der Rückkehr samt den tapfersten seiner Krieger sich.

Bei Humboldt lautet das Entsprechende z. B.:

> Denn statt des Schlafs steht immer Furcht zur Seite mir.

Oder:

> Jetzt möcht' ich unaufhörlich dieses Wort, wie du's
> Uns hier erzählst, bewundernd hören nur von dir.

Man verstehe nur ja nicht etwa: »nur von dir und keinem anderen«! Nichts wäre dabei abwegiger, als zu meinen, Humboldts Wortstellung kopiere das griechische Original. Humboldt wagt z. B. statt: »Wie soll ich schildern« (26):

> Wie soll, zum Guten Böses mischend, schildern ich
> Der Schiffe Sturm...?

Das Griechische setzt kein »ich«, »du«, »er«, »sich«, es sei denn, wo es betont wird, und so auch hier nicht. Jedes Wort bleibt in seinem natürlichen Gefüge. »Mischen« wird, dem Sinne gemäß, Verbum finitum: »Wie soll ich mischen?« »Schildernd« (besser: »berichtend«) steht als erklärend sich anschließendes Partizipium conjunctum überleitend am Ende des Verses. Das »Mischen« ist das nicht Geziemende, wogegen sich der Bote sträubt. »Wie soll ich schildern« verlagert den Akzent.

Ein anderes Beispiel. Humboldt schließt den Prolog des Wächters:

> Aber dieses Haus, bekäm' es einst
> Nur Sprache, zeugt' am besten selbst. Gern red' ich wohl
> Mit Kundigen, doch Unkundgen bleib ich unerkannt.

»Dieses«, »einst«, »nur«, »wohl« sind schwächende Füllsel, denen bei Aischylos nichts entspricht. Für Humboldt sind sie unentbehrlich, weil die deutschen Kürzen den zu langen Vers nicht füllen. Aber auch ohne diese bleibt die Schwäche der ganzen Übersetzung, daß sie nicht zu Ohren dringt. Ich würde, um nur durch einen unzulänglichen Versuch auf das zu deuten, was ich vermisse, vorschlagen:

> Das *Haus*, begänn' es
> Zu reden, brächt' es an den Tag. Ich laß es gern:
> Wer's weiß, dem red' ich, wer's nicht weiß, dem bleib'
> ich stumm.

Zum letzten Vers braucht Aischylos fünf Worte, Humboldt sieben, ich noch mehr. Der Akzent der Antithese liegt auf ihrem zweiten Gliede. Der Wächter endet mit der Gebärde des Verbergens. Hinter seinem Schluß wird das sich Verhüllende spürbar, das sich hinter der Bühnenfront des ganzen ersten Teiles zurückhält. Hört man es bei Humboldt heraus?

Die Beispiele sind beliebig herausgegriffen. Der Effekt des Fremden ist in diesen Fällen so wenig griechisch wie die Sprache Humboldts natürliches Deutsch.

Ein weiteres Beispiel. Vers 12 in der Rede des Wächters ist die Konstruktion bei Humboldt: »Wann hier mich ... hält.« Das Objekt »mich« am Versende ist von dem Verbum »hält« durch ein Subjekt getrennt, auf das nicht weniger als drei adjektivisch konstruierte Partizipien mitsamt ihren näheren Bestimmungen gehäuft sind: »nachtdurchirrend«, »taubenetzt«, »besuchet«:

> Wann hier mich nachtdurchirrend Lager, taubenetzt,
> Von Traumgesichten nie besuchet, hält.

Die Konjektur, durch die der Anfang lesbar wird: »schlafend« (heudon) statt »wann« (eut'an), ist zwar erst ein Fund von Wilamowitz, aber wie immer auch gelesen wird, die Wortstellung im Griechischen ist die natürlichste der Welt: »Schlaf' ich, so ist mein Lager...« Die drei Prädikate, das schwerste, negative am Ende, verteilen sich nach ihrem Gewicht einleuchtend um das weniger betonte Verbum. Von Verrenkung keine Spur.

Die manirierte Stellung der Pronomina bei Humboldt kann zur offenkundigen Fälschung werden. Vers 5 im Prolog des Wächters:

> Und die den Winter führen, gleich dem Sommer, uns,
> Die lichten Herrscher...

Hier ist das dem »uns« entsprechende Wort am Versende: brotois, »den Sterblichen«. Sie stehen im Gegensatz zu den himmlischen Herren im Äther, den Gestirnen. Diese »bringen«, nicht »führen«, »den Sterblichen«, was ganz und gar geläufig statt »den Menschen« steht, Sommer und Winter. Mit dem Ersatz der »Sterblichen« durch »uns« wird zugleich der ewige kosmische Vorgang mangelhaft ausgedrückt, zugleich wird der Vers seiner Konzinnität beraubt. »Uns« ist Verlegenheit des Übersetzers, die sich in den Humboldtschen Pronominalstil kleidet.

Goethe – es muß einmal gesagt werden –, indem er »nur so nach allgemeinen Eindrücken ging«, hat sich durch Humboldt täuschen lassen. Die Sprache seiner Helena, von der Schiller empfand, sie »rege ruhig mächtig das Tiefste auf«, beruht zum nicht geringen Teile auf einem produktiven Mißverständnis.

Indem das Mißverständnis sich auf Goethe überträgt, verändert es seine Natur. Was wird aus was?

Um bei einem der angeführten Beispiele zu bleiben:

> Dort unten freuet nun der König Menelas
> Der Rückkehr samt den tapfersten seiner Krieger sich,

so hört das Mißverständnis auf, aus der Not eine Tugend zu machen, es wird von der mühevollen Rücksicht auf den griechischen Text befreit, es wird so und nicht anders beabsichtigt, es wird mit Willkür und mit Lust verdreht, es wird mit Eigensinn gedehnt und mit Behagen am wohlredend Ornamentalen spielerisch. Wo das vielleicht an einem einzelnen Vers nicht klar genug wird, hilft der Zusammenhang. An das eben Zitierte schließt sich antithetisch eine Relativkonstruktion von fünf Versen:

> Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
> Das Tyndareos, mein Vater, usw.,

worin nach Euripideischer Prologmanier Schauplatz und Kulissen erklärt werden. Die ungewohnte Wortstellung und die Prologmanier, die Apostrophe der Begrüßung und der langatmige Relativsatz, eins ist nicht ohne das andere, beide täuschen in gleicher Weise griechische Echtheit vor. Was Goethe mit Bedacht hervorbringt, ist die Illusion des griechischen *Theaters*, ist ein geisterndes Als-Ob, eines Theaters freilich innerhalb, nicht außerhalb der Sprache. Was Humboldt mit Mühe und Not hervorzubringen sucht, ist die echte, reine, wirkliche *Sprache* des Aischylos. Er ist auf keinen Theaterschein, geschweige auf einen doppelten, Theater im Theater, gerichtet, sondern auf den *Text*. Er spielt so wenig mit der Sprache wie mit den Kulissen – wie weit ist er davon entfernt! Mit allen seinen Absonderlichkeiten, »dies hörend«, »Dies hörend wisse, daß du Wahrheit jetzt vernahmst«, »Dies hörend, ziemt es jetzo laut…« bleibt er todernst. Und Goethe? Ist er nicht auch ernst genug? Hat er nicht durch seine Vorlesung in Schiller »ruhig mächtig das Tiefste aufgeregt«? Und doch war Schiller, wie der Briefwechsel verrät, über den geplanten weiteren Verlauf unterrichtet. Er wußte um den bevorstehenden Übergang ins Barbarische. Er spricht von dem »sehr bedeutenden Vorteil, von dem Reinen mit Bewußtsein ins Unreine zu gehen, anstatt einen Aufschwung von dem Un-

reinen zum Reinen zu suchen« (Brief vom 13. September 1800). Er wünscht zur »Synthese des Edeln mit dem Barbarischen« Gelingen (23. September). Aber dann mußte er auch wissen, daß es bei dem ungebrochen »edlen hohen Geist« nicht bleiben konnte. Des Barbarischen geschieht auch in der ausgeführten Helena-Erwähnung, in demselben »tief aufregenden« trimetrischen Maße, aber aus dem Munde der mephistophelischen Phorkyas in welch ironischem Tone (9013):

Man schilt das Volk Barbaren, doch ich dächte nicht,
Daß grausam einer wäre, wie vor Ilios
Gar mancher Held sich menschenfresserisch erwies.

Aber wo war der Übergang zu setzen? Wo fing es an, parodisch, spukhaft, unterhöhlt zu werden? Als Goethe sein Fragment in phantasmagorischer Umbildung des Euripideischen Orest zu dichten anfing, sollte es noch nicht auf griechischem Boden spielen, sondern auf einer Burg am Rhein. Sparta war Geisterspuk. Das zauberhaft Gespielte, das Antikisch-Tragische sollte nicht nur ins Mittelalter übergehen, sondern mitten im Mittelalter beginnen. Der Plan erforderte, daß sich das Griechische am Anfang um so echter gebärdete, je toller es später ins Unmögliche überging. Doch war eine gewisse Überbetonung des Antiken wohl auch schon von Anfang an nicht eine unter allen Umständen zu meidende Gefahr. Die Übergänge sind gleitend, manchmal scheint sich das Tragische wieder halb aufzuraffen, bis es im »Satyrhaften« rettungslos versinkt. Daß es zuletzt freilich zu solchen Dingen kommen würde wie aus dem Munde der moralisch-teuflischen Verkörperung der Häßlichkeit (9054):

Hast du vergessen, wie er deinen Deiphobus,
Des totgekämpften Paris Bruder, unerhört
Verstümmelte, der starrsinnig Wittwe dich erstritt
Und glücklich kebste? Nas' und Ohren schnitte er ab...

das konnte Schiller wohl noch nicht voraussehen.

Zuletzt, was wird bei alledem aus Humboldts edel-mühevollem Ernst? Klingt es nicht geradezu wie eine Parodie auf seine Partizipia »Dies hörend« und dergleichen, wenn der zuhörende Chor, gebeten, »des Vortrags langgedehnten Zug (!) still anzuhören«, erwidert (9873):

»Geduld genug! Zuhörend leben wir indes«?

Goethe, der Geisterbeschwörer, leiht zugleich auch jedem der von ihm Beschworenen seine Geistersprache. Eine andere Geistersprache, mit langer Vergangenheit, vielfach gemischt, ist die der klassischen Walpurgisnacht. Zur Geistersprache seiner Helena hat Humboldt, lichtsahnend, ihm Respektables beigesteuert*.

Wie aber verhält sich, worauf wir doch hinauszukommen suchen, zu all dieser Verwicklung Schiller?

Ihn kümmerte nicht Goethes Spiel noch Ironie, er riß die Trimeter aus Goethes Spannung zwischen entsunkener Echtheit und faustischer Wiedererweckung in die eigene Spannung: in die Spannung, um uns der einfachsten, auch von ihm selbst gebrauchten Formel zu bedienen, *zwischen Realität und Kunst*. Je mehr die Handlung der Montgomery-Szenen – Niedermachung eines Wehrlosen und sich Ergebenden – abstieß und abstoßen sollte, um so mehr mußte die Idealität der Form über die Widerwärtigkeit des Vorgangs triumphieren. Statt »von dem Reinen mit Bewußtsein ins Unreine zu gehen«, wie er es in dem Brief vom 13. September formulierte, »sucht« er »einen Aufschwung von dem Unreinen zum Reinen«. Weder schwächen noch verhüllen sollte die Form, sondern emporreißen. Das Furchtbare war zu gestalten als Umkehr und Vorbereitung der Begnadigung des blondgelockten Lionel, wie diese im romantischen, so jenes im antiken Stil. Um der Begegnung mit dem Blondgelockten willen, deren der Dramatiker um der inneren Peripetie der Heldin willen bedurfte, mußte Schillers Johanna, im Widerspruch zur historischen, die nur die Fahne voranzutrug, nicht nur das Schwert führen – das tat auch die Pucelle bei Voltaire und bei Shakespeare –, sondern auch jeden Pardon verweigern, alles, was ihr in die Hand fiel, morden. Dasselbe Thema hatte Shakespeare im Heinrich V. skurril behandelt, Homer in der Lykaon-

* In der endgültigen Fassung hat Goethe das Spielerisch-Ornamentale, mit dem Fragment von 1800 verglichen, noch gesteigert. Im Gebrauch doppelter Senkungen – statt doppelter Kürzen – folgt Schiller mehr Humboldt als Goethe. Erst im endgültigen Text überbietet wiederum Goethe sowohl Humboldt wie Schiller. Schiller: »Dort die Fürchterliche« (⏑ ⏑ –); »Wie die Brunst des Feuers« (⏑⏑ –), so auch 365, wo außerdem noch Voß Ilias 6,50 einwirkt: »Wenn er mich im Frankenlager lebend noch vernimmt« (Voß: »Wenn er mich noch lebend vernimmt bei den Schiffen Achaias«, was ein Hexameter sein soll). Ebenso: »Denn das Geisterreich« (⏑⏑ –). Stark betont 435: »Muß ich *hier*, ich *muß*« (von Schiller gesperrt). Bei Goethe sind die doppelten Senkungen nicht Ausdruck der Erregung. Zugleich mit der größeren metrischen Bewegtheit wächst bei Goethe die Vorliebe fürs feierlich Verfremdete oder Verspielte: »Herrscherherr«.

Episode der Ilias (21, 34ff.) auf einzige Art heroisch. Bei Schiller wer-
den die Vorbilder gehäuft, die Stile aufeinandergetürmt, die Wirkung
erobert. Die Situation bis in den Aufbau hinauf homerisch, die Dik-
tion Humboldtisch-Goethisch-Äschyleisch. Tötend und grausam wie
Achill, redet die Jungfrau metrisch wie Helena-Agamemnon.

Wo aber bleibt Schillers Eigenes? Im Drang nach oben, in der Er-
habenheit, in der Hyperbel? Aber da bleibt erst noch ein Blick auf das
andere Vorbild zu werfen, die Lykaon-Episode.

Fand man die Montgomery-Episode mehr episch als dramatisch, so
könnte die Lykaon-Episode, mit verwandten homerischen Kampf-
szenen verglichen, mehr dramatisch als episch erscheinen. Die einzelnen
Motive, die sich in ihr vereinigt haben, kehren zerstreut an verschie-
denen Stellen wieder: der Besiegte, der ein reiches Lösegeld anbietet,
der Kniende, der um Gnade bittet, der sich Duckende, über den hin-
weg die Lanze in den Boden fliegt, der als Sklave Verkaufte oder für
tot Gehaltene, der als Feind und Kämpfer wieder hervortritt, das
Opfer, das den Todesstreich empfängt, der Sieger, der den Leichnam
höhnt: Variationen des unendlich wiederholten Ilias-Themas: Viel-
gestalt und Paradoxie des Schlachtentodes. Ist die Vereinigung das
Ältere oder die Vereinzelung? Es kann wohl kein Zweifel sein: die
Vereinzelung. Die Vereinigung erst ermöglicht die Verinnerlichung,
die Transposition des Schlachtentodes in den Gegensatz zwischen
ahnungslosem Lebenswillen und todbereiter, todessüchtiger Vergel-
tungspflicht, Vergeltungswut. Erst die Vereinigung gestaltet den Ge-
gensatz von Einst und Jetzt: einst Begnadigung und gewinnbringen-
der Verkauf, worauf der Unglückselige auch jetzt wieder hofft. (In-
dem bei Schiller das Frühere fortfällt, wird die Situation um so viel
bedenklicher.) Erst die Vereinigung ermöglicht das einander unend-
lich Fremde, sie erst macht den bittenden Königssohn zum armen
Toren und den Tötenden in einem und demselben Atem zum Un-
menschlichen und Tragischen zugleich. Die Kampfhandlung ver-
schwindet an Bedeutung hinter den Reden. Ihre einzelnen Phasen
zielen nicht mehr auf die spannende Gefährlichkeit, auf Angriff und
Parade, Schlag um Schlag, sie wandeln sich in gliedernde, die Reden
instrumentierende Gebärden.

Das Ganze zerfällt, als Drama im kleinen, in drei Akte.

Erster Akt. Lykaon hat Schild, Helm und Lanze fortgeworfen, um

chneller fliehen zu können; so kommt er wehrlos, schweißtriefend nd todmüde dem verfolgenden Achill aus dem Bache entgegen. ronische Verwunderung Achills über die Auferstehung der Toten... weiter Akt. Lykaon kommt auf ihn zu, um seine Knie zu umfassen. n demselben Augenblick, da er sich niederbeugt, fährt Achills Lanze icht über ihn hinweg und bohrt sich in die Erde. Dieselbe Situation, ie sonst im Nu vorübergeht, wird hier zum Rahmen um einen Dia- og von 39 Versen. Zweifellos ist das der Stufe nach das Spätere. Mit er einen Hand umfaßt Lykaon Achills Knie, mit der anderen um- lammert er die Lanze. So, zwischen Knie und Lanze hingehockt, pricht er seine ganze lange widersprüchliche, hoffende, verzweifelte, örichte Bittrede. Ebenso nah ihm gegenüber, in der entsprechenden tellung, gibt Achill ihm seine ganze lange Antwort: Einst ist nicht tzt ... Stirb, Freund, auch du... Gestorben ist auch Patroklos... Ich lbst auch... Dritter Akt. Lykaon läßt die Lanze fahren und breitet, ch niedersetzend, beide Arme aus. Achill stößt ihm sein Schwert am chlüsselbein in die Schulter. Die Leiche schleudert er in den Fluß. Höhnender Epilog.

Bei Schiller drei Szenen: Monolog Montgomerys, Dialog, Mono- og Johannas. Die Gliederung ist: vor der Tat, die Tat, und nach der at die Reflektierende, die andere. Der Dialog wird durch dieselben ebärden gegliedert: »Fällt ihr zu Füßen.« »Läßt ihre Hand los.« Die inzelheiten, die übereinstimmen, aufzuzählen erübrigt sich, ebenso as, was abweicht.

Aber es gibt doch auch noch ein Gesamtes; über dem einzelnen icht zu vergessen, etwas, was in gleicher Weise Sprache, Handlung nd Inhalte umfaßt. Nennen wir es mit Humboldt schlecht und recht das Fremde« (ohne dabei sofort an Brecht zu denken). Das »Fremde« n der Jungfrau ist nun freilich so vielschichtiger Art, daß es hier nicht rörtert werden kann. Genug, ihm werden nicht nur die entzogeneren nneren Wendungen verdankt, sondern auch einige der stärksten heatereffekte: im Anfang die Schweigende bei der dem Lear ent- ehnten Verheiratung der Schwestern, im vierten Aufzug die Schwei- ende gegenüber den Anklagen des rasenden Vaters, fremd von Ge- urt (»Sie war uns fremd, da sie noch unser war«), die Fremde unter remden, während sie geliebt, gefeiert und gepriesen wird, die remde unter den Rittern, die sich um die Wette um ihre Hand be-

werben, die Fremde fast mehr noch, da sich alles um sie reißt, als da sie alle an ihr irre werden. Ihr Schicksal, als das einer in diese Welt gesandten, in sie verstrickten, in ihr unrein werdenden, büßenden und wieder reinwerdenden und durch sühnende Tat erlösten Himmelsbotin, nimmt fast etwas von dem gnostischen Erlösungsschema an, das in vielfältigen Metamorphosen über die Zeiten dauert. Ganz von gnostischem Geiste erfüllt sind ganze Strophen in den »Künstlern« (1789), im Versinken in die Welt, im Wiederaufstieg:

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sterblichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß,
Als alle Himmlischen ihr Antlitz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche, allein
Mit dem verlassenen Verbannten
Großmütig in die Sterblichkeit sich ein.

»Die Menschliche« ist Urania, die Himmlische, die sich in Schönheit und danach in Wahrheit wandelt.

Etwas Fremdes ist es nun aber auch, was den homerischen Achill beseelt, den Sohn der Göttin, unter den Helden der Ilias den widersprüchlichsten, vielmehr den einzigen in der Tiefe Widersprüchlichen, den Unmenschlichen und zu Tränen Gerührten... Auch seine Fremdheit ist von so vielschichtiger Art, daß sie hier nicht erörtert werden kann. Genug, eine der Szenen, die ihn auf das äußerste verfremdet zeigen, ist die Lykaon-Episode, wie die Montgomery-Episode die ist, welche die Jungfrau in ihrer bei weitem stärksten Entfremdung, nicht nur für uns, sondern auch für sie selbst, vor Augen führt. Wenn nun diese Episode und keine andere Schillers Blick zugleich auf Homer, zugleich auf Goethes Trimeter gelenkt hat, so waltet hier kein Spiel des Zufalls, so hat irgendwie *Verwandtes auf Verwandtes* anziehend gewirkt, und mögen auch die Geister, die Zeiten, die Themen, die Charaktere noch so sehr auseinanderstreben.

Wie aber erscheint das Fremde bei Schiller in der *Sprache*? Statt wie bei Goethe zum schillernden Spiel zu werden, strebt es in den extremen Ausdruck. Schillers Jungfrau hat nicht nur erbarmungslos zu sein, sie hat trimetrisch auszusagen, *wie* erbarmungslos sie ist. Das

ie in seiner Unfaßlichkeit wird ausgesagt durch die Hyperbel und n Vergleich (Ilias 17,20 wird noch überboten):

Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des befleckten Tigers Klaun,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit.

ollends un-humboldtisch, un-goethisch und un-äschyleisch aber ist st, wie alles zur Antithese wird. Das alles ist noch nichts gegen das radox der »Jungfrau«:

Doch tödlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.

wird nicht danach gefragt, ob und wie ein Mensch in solcher Lage erhaupt so etwas sagen könne. Das furchtbare Rätsel sagt sich selbst s, wie kein Mensch, sondern wie eine Maske des Theaters, wie ein hreckbild. Sie redet oder soll reden aus dem »Geisterreich«. Aber ie anders ist das Geisterreich als bei Goethe! Zugleich wird das Rät- l in sich selbst wieder antithetisch: furchtbar und sanft, die Rede iderspricht dem Blick. Montgomery: »Furchtbar ist deine Rede, ch dein Blick ist sanft.«

Der daran schließende dreigliedrige Dialog, der den Phasen der ykaon-Episode nachgebildet ist, bringt die Durchführung der glei- nen Antithese durch die drei Kategorien des Menschlichen: Ge- hlecht, Liebe und Eltern (oder Familie). Alles wiederum antithetisch: .. Und dieser *Panzer* deckt kein *Herz*.« »Verteidige dein *Leben*, denn r ruft der *Tod*.« So läuft es weiter: »Mütter ... kinderlos, Kinder ... terlos«, »Bräute ... Witwen«. Das ganze fürchterliche Paradox der ungfrau« tut sich auf, indem jeder menschliche Appell, der versucht ird, an das Gegenteil in ihr appelliert: »Nicht mein Geschlecht be- hwöre, nenne mich nicht Weib!« ...

Aber gelangt da nicht doch etwas von der Lykaon-Episode, wenn ch in sentimental-pathetischer Verwandlung, wieder zum Vor- hein? Streitet nicht auch in der Lykaon-Episode das Unmenschliche it dem Menschlichen? Gewiß, und doch bleibt ein unüberbrück- rer Unterschied. Bei Homer streiten nicht Gegensätze der gleichen ategorie widereinander, zwischen den beiden Partnern öffnet sich

das Inkommensurable, das in keiner Antithese aufgeht. Der Königssohn Lykaon wird mit seinem Schicksal, seinem Begriff von Möglichkeit und Lauf der Welt gegen Achill zum Revenant, zum lebenden Leichnam, zum gespenstigen Narren, wie umgekehrt Achill gegen Lykaon sein Held-Sein in der Maßlosigkeit dessen, ohne das es nicht bestehen kann, nahezu verliert. Der weiche Walliser und die erbarmungslose Jungfrau verhalten sich antithetisch zueinander. Narr und Unmensch ergeben keine Antithese. Der Ilias-Dichter denkt und dichtet in komplementären Sphären, Schiller wirft sich in die Extreme einer und derselben Dimension.

Aber auch bei Schiller wird, wenn auch auf andere Weise als bei Goethe, die Theater-Oberfläche durchbrochen. Die Bilder werden aggressiver, die Sprache befreit sich, die Hyperbel befindet sich plötzlich wie in ihrem Element, sobald die Idee oder Tendenz sich aus Kulisse und Maske erhebt:

> Eher reißt Ihr einen Stern
> Vom Himmelswagen, als ein Dorf von diesem Reich,
> Dem unzertrennlich ewig einigen!

Montgomery ist vergessen, wie unter den Klassikern nur Schiller auf Augenblicke das Theater vergißt. Das Patriotische, Politische drängt herein, in einem Zeitgewand französisch, daß man aufhorcht, und noch mehr aufhorchen mußte um 1800. Ich gehe darauf nicht ein.

Schiller ist Allegoriker, und für den Allegoriker schlägt Gleich zu Gleich auch über Abgründe seine Brücken. Als Jungfrau und als Kriegerin wird ihm Johanna – sehr unchristlich – zur Athene: »Eine Jungfrau mit behelmtem Haupt wie eine Kriegesgöttin, schön zugleich und schrecklich anzusehn.« Die erste Ausgabe ziert ein Titelkupfer: ein Pallaskopf in Oval, von Meyer gezeichnet nach der berühmten Wiener Gemme des Aspasios, die Parthenos des Phidias darstellend. Goethe hat sich darum bemüht und seinen Abdruck dazu hergegeben. Schiller war es sehr darum zu tun, er dachte wohl auch an das Theater: nur keine historische Sturmhaube! Der Helm ist vereinfacht, die Ägis zum Schuppenpanzer gemacht, die Schlangen fortgelassen, das Profil verlieblicht, und an der Stelle der Gorgo sitzt ein geflügeltes Engelsköpfchen, das ein klein wenig böse dreinschaut. Als Athene im Gigantenkampf gegen Enkelados, die Verkörperung des Übermuts

egen das Himmlische, wird sie »darniederkämpfen diesen Talbot, en himmelstürmend hunderthändigen«.

Athene ist für Schiller eine Allegorie, nicht anders als z. B. Hera-les: »Nie wird der Feind ihm erliegen, und erstickst du ihn nicht in en Lüften frei, stets wächst ihm die Kraft auf der Erde neu« (In den Vorten des Wahns, 1799). An Goethe 1800: »Der in der Wiege schon n Held, die Schlange erstickt, die unsern Genius umschnürt.« Athene t ihm die Verkörperung der »Tugend« wie Hebe oder Ganymeda die erkörperung der »Anmut«: »Heldenkühner, göttlicher (malte sich) ie Tugend Mit Tritoniens Medusenschild« (Die Götter Griechen-nds, 1788). Als dem Allegoriker verhält sich ihm Wille und Tat wie Zenit und Nadir« (1795). Er schwelgt im Gegensatz von oben und nten wie nur ein Gnostiker. Auch seine Johanna ist erfüllt davon. ber auch »keusch« und »eitel«, wie rein und irdisch, göttlich und emein, stehen auf der Pythagoreertafel seiner Gegensätze. »Und nen heiligen, keuschen Altar bewahrten sich stille die Musen (Die ier Weltalter, 1802). Keusch bedeutet nicht nur das Geschlechtliche, ondern darüber metaphorisch das Bewahrte, zu Bewahrende, nie reiszugebende. »Die ihrem keuschen Dienste leben« (d. h. dem der rania, der Himmlischen), »versucht kein niederer Trieb, bleicht kein eschick« (d. h. Schicksal; Die Künstler, 1789).

Der theatralische Allegoriker begreift im einzelnen das Allgemeine, n Charakter das Metaphysische, in der Gestalt die Verkörperung. ber er begreift es nicht nur, sondern stellt es auch heraus, wendet es ach außen. Sein Weg führt nicht labyrinthisch ins Innere. Eine Ver-örperung und darum mit Fleiß, nicht ohne Mühe enthistorisiert, ist uch Schillers Johanna. Die Vereinigung von Klassik und Romantik i ihr beruht nicht nur auf Shakespeare und den Griechen, nicht nur uf christlichem Mittelalter und heidnischer Metaphorik, nicht nur uf Geistererscheinungen und Wundertaten, sondern darunter und itiefst auf Schillers innerer Form der pathetischen Allegorese. So ird ihm zuletzt sein eigenes Geschöpf, seine Johanna, zur Allegorie er Dichtung und des dichterisch-heroischen Aufschwungs, »Das ädchen von Orleans«, 1801:

Doch, wie du selbst aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,

Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ewigen Sternen zu.

»Dich schuf das Herz« bedeutet in diesem Zusammenhang nicht: dich schuf nicht der kalte Verstand, sondern die Glut der Intuition, vielmehr: dich schuf das Ewige im Sterblichen. Auch seine Jungfrau ist zugleich Allegorie: Eintritt, Sendung, Verstrickung durch die Berührung mit der eitlen Welt, mit der hinabziehenden Tat, mit der Süße der Leidenschaft, Erhebung und Wiedervereinigung des Unsterblichen im Sterblichen.

Wieso diese Johanna »fremd« sein muß – nicht wie die historische, die es auf so unbeschreibliche Art ist, daß ich lieber davon nicht anfange, ich würde sonst auch mit Shaw zu streiten haben –, dürfte einleuchten. Fremd ist sie wie die Dichtung selbst, fremd wie »Das Mädchen aus der Fremde« (1796): »In einem Thal bei armen Hirten...«. Auch das eine Allegorie.

GUSTAF GRÜNDGENS
SCHILLER UND DIE MODERNE BÜHNE

Es ist für mich, der ich – trotz Kleist – Schiller für den größten deutschen Dramatiker halte, überraschend, gefragt zu werden, ob Schiller noch lebendig und auf der Bühne von 1955 ohne weiteres zu spielen sei. Ich verstehe die Bedenken nicht, aus denen heraus man diese Frage stellt. Sowohl für den Schauspieler als auch für den Regisseur ist die Beschäftigung mit Schiller eine gleich große Faszination.

Schwierigkeiten werden sich immer dann ergeben, wenn man den Versuch macht, Schiller zu »modernisieren«. Das ist schon Otto Brahm nicht gelungen, als er »Kabale und Liebe« in einer naturalistischen Inszenierung herausbrachte, in der Rudolf Rittner sich als Ferdinand bei dem Satz »ich verwerfe dich, ein teutscher Jüngling« die Handschuhe anzuziehen und zuzuknöpfen hatte.

Ebenso falsch ist eine ekstatische Pathetisierung seiner Dramen. Wenn man große Schiller-Rollen spielt, so eilt man von Zitat zu

itat, und da manche dieser Zitate in unseren saloppen Sprachgerauch übergegangen sind, glaubt man, sie nicht mehr sprechen zu önnen. Aber als Schiller sie dichtete, waren es keine Zitate, sondern st die Prägnanz seines Ausdrucksvermögens hat sie zu Zitaten gehacht. Für den Schauspieler ergibt sich die Notwendigkeit, diese itate in den Fluß des Dramas zurückzunehmen, sich vom »Kalenderbruch« freizumachen und sie neu zu denken.

Sicherlich gibt es in der Gesamtdichtung Schillers Sprachbilder, die ns fremd geworden sind, weil unsere Sprache etwas Lebendiges ist nd sich im Laufe der Jahrzehnte verändert. Solche zeitgebundenen nd daher mißverständlichen Bilder darf man streichen. Aber wenn han Schiller spielt oder inszeniert, soll man nicht feige sein und das ichterische Wort zum Mittelpunkt der Inszenierung oder Darstelng machen.

Die Wiedergabe Schillerscher Dramen ändert sich so, wie wir uns ndern. Sicher dürften und könnten wir Schiller nicht mehr so sprehen, wie es zur Zeit der Meininger geschehen ist. Aber ebensowenig ollten wir auf die intellektuelle Suche nach einem Schillerstil von 955 gehen; je unvoreingenommener wir uns seinem Werk nahen, esto leichter wird es sich uns erschließen.

Das Bühnen*bild* der Jahrhundertwende ist dem Bühnen*raum* von eute gewichen, und in diesem Raum steht die Schillersche Sprache östlicher denn je, und dem dekorativen Sprachstil steht die leidenchaftliche Aussage gegenüber.

Der bedeutende Essay von Thomas Mann über Goethe und Tolstoi, n welchem er Schiller und Dostojewski als die Gegenpole dieser beien Dichter nennt, nämlich als die leidenschaftlichen Denker und eidenschaftlichen Gestalter von Problemen in leidenschaftlicher prache, hat unser Bild von Schiller entscheidend beeinflußt.

Es hat, seit seine dramatischen Dichtungen vorliegen, kaum einen roßen Schauspieler gegeben, der nicht seinen Weg zu Schiller fand. ast alle großen Schauspieler waren und sind große Schiller-Darsteller. ainz, Bassermann und Wegener, Krauß und Kortner, die Dorsch, ie Gold, die Flickenschildt, die Hoppe sind alle erste Schiller-Interreten. Ja selbst die schwerst zu besetzenden idealischen Jünglinge aben immer wieder große Interpreten gefunden, von Paul Hartmann u Horst Caspar bis zu Quadflieg. Und auch die Nachkriegsgeneration

hat in Sebastian Fischer, Rolf Henniger oder Jürgen Wilke Vertreter dieses Faches hervorgebracht.

Mag jede Zeit Schiller für sich entdecken, denn wir können nur aus der Zeit heraus darstellen, in der wir leben. Keine Zeit wird um Schiller herumkommen und keine Zeit wird um Schiller herumkommen wollen. Denn in ihm kristallisiert sich am reinsten jener Ewigkeitszug, zu dem es uns alle und vor allem die Jugend drängt.

GÜNTER EICH · ZWEI GEDICHTE

KÖNIGIN HORTENSE

ALLES in Blau, obwohl du kein Blau siehst:
Königin Hortense,
der Sommerhut breitrandig,
die vielen Bänder.

In Verbannung hinter der Hecke – wie lange schon?
Niemand hat es gewußt, Majestät.
Ein Handschuhwinken: Geste aus Blütenstaub,
die Huld eines Mundes in Wespenflügeln.
Leicht zu vertauschen mit einer Blume, ach Königin.

Wer wart ihr andern im Garten, schreckliche Seelen?
Gebt Ruh, ihr, verborgen hinter der Schönheit!
Wo fängt eure Stille an? Es klirrt
von Geschmeide, von Ketten, von Schaufeln, von Schwertern.
Es schreit.

HERRENCHIEMSEE

ALL ihr herbstlich Fliegenden,
Vogelwind, Vogelblätter –
Weinlese ist gehalten,
in den Bergen fällt Schnee.

Ludwig wollte nicht, daß man ihn essen sah.
Zu unsichtbaren Kerkern gerinnt der Föhn,
wie leicht aber erklärte sich alles
aus den Wirbeln des fallenden Eschenblatts!

Vom Wald her beginnt der Regen,
der zur Tafel des Königs kommt,
vom Rohr her die Glocke der weidenden Kühe,
daß er die Ohren mit Wachs verstopft.
Hinter den Schlüssellöchern lachen die Diener.

All ihr herbstlich Fliegenden,
schwarze Blätter zur Dämmerung,
wenn die ersten Fenster hell werden
mit verzweifeltem Licht,
wenn ich mein Kind lachen höre
und die Augen hinter den Händen verberge.

DER Taxus fängt noch heute
die Träume der Alten,
zieht die Summe daraus,
übergibt sie dem Wind
und verbürgt sich:
Ich bleibe.

INGEBORG BACHMANN · DIE ZIKADEN

Aus einem Hörspiel

ERZÄHLER: Es erklingt eine Musik, die wir schon einmal g hört haben. Aber das ist lange her. Ich weiß nicht, wann und w es war. Eine Musik ohne Melodie, von keiner Flöte, keiner Mau trommel gespielt. Sie kam im Sommer aus der Erde, wenn d Sonne verzweifelt hoch stand, der Mittag aus seiner Begrifflichke stieg und in die Zeit eintrat. Sie kam aus dem Gebüsch und de Bäumen. Denk dir erhitzte, rasende Töne, zu kurz gestrichen a den gespannten Saiten der Luft oder Laute, aus ausgetrocknete Kehlen gestoßen – ja auch an einen nicht mehr menschlichen, wi den, frenetischen Gesang müßte man denken. Aber ich kann mic nicht erinnern. Und du kannst es auch nicht. Oder sag, wann das wa Wann und wo?

(Musik. Die Musik hat schon begonnen und ist stark geworden wie e Schmerz. Und sie hört auf wie ein Schmerz; man ist froh darüber).

ERZÄHLER: Wir hören die Musik wieder auf einer Insel. Diese Insel i nicht sehr groß. Im Hafen kommt mittags ein Schiff an und bring die Leute zurück, die am Vortag zur nächsten größeren Stadt an Festland gefahren sind.

Die meisten auf dem Schiff aber sind Fremde, mit Gesichtern, i die viele Grenzübertritte gestempelt sind. Sie kommen aus der gan zen Welt. Und ich kenne sie *alle*.

Denn es sind noch immer die Schiffbrüchigen, die auf Inseln Zu flucht suchen.

Man wird mir erwidern: es trägt sie doch ein weißes, mit fröh lichen Wimpeln besetztes Schiff herüber; sie haben große, vol Koffer zur Hand; sie sind barhäuptig und tragen bunte, flatternd Halstücher und an den Füßen luftige Sandalen.

Und ich erwidre: man sieht es ihnen nur nicht an, daß sie scho ohne Kraft sind und am Ufer hinsinken werden, wenn keiner ihne zusieht, mit geschlossenen Augen, und daß sie Gott danken werde für ihre wunderbare Rettung.

alle wissen nichts von der Insel, die sie für ein Stück Erde hö-
er Ordnung halten; sie sehen zurück auf den Kontinent, diesen
uen Klebstreifen am Horizont, dem sie entronnen sind, und sie
ken Gott dafür, daß er das Meer zwischen sie und das Land ge-
hat. Mit einer Fahrkarte und einem Paß in der Tasche, mit
ig oder viel Geld für die kommende Zeit erreichen sie ihr Ziel
sind voll Mißtrauen gegen ihresgleichen. Darum spricht keiner
dem andern. Aber das wird sich ändern nach einer Weile – in
»kommenden Zeit«, wie sie meinen. Sie werden dann verstreut
r die Insel wohnen und versuchen, ein neues Leben zu beginnen.
d die Zeit wird kommen.
ter – viel später – weiß der eine und der andere, daß das Mittags-
ff weiter muß. Es liegt nur eine Stunde im Hafen und zieht
n eine Schleife ins Meer hinaus. Wer sollte auch auf den Ge-
ken kommen! Es fährt ja keiner so weit.
zweite Insel, die das Schiff berührt, ist viel kleiner. Feigen
Wein gedeihen dort nicht. Die Insel ist felsig, und die braunen
losen Grasbüschel, die sich hervortrauen, könnte man zählen.
er das lohnt nicht. Man hält sich besser an die hohen kräftigen
kteen mit ihren fingerlangen Stacheln, die gegen den Himmel
Erde vertreten.
s ist ein Ort der Erlösung. So steht es auf dem Transparent
chrieben, das an zwei rostigen Stangen links und rechts der
nen Bucht festgemacht ist. Nur ein Boot liegt da, an einem
shaken vertäut. Das Mittagsschiff legt hier nicht an. Es bleibt
eihundert Meter weit draußen auf dem offenen Meer liegen und
rtet, bis ein paar Männer von der Wachmannschaft ins Boot
ingen, herrüberrudern und die Post, die Kisten mit der Verpfle-
ng und Hausrat holen, manchmal auch einen Menschen mit
em Papier, das ihm erlaubt, einen Tag lang auf der Insel zu blei-
. Das geschieht selten. Denn die hier auf Erlösung warten, setzen
viel oder zu wenig Hoffnung auf einen, der kommt, auf eine
nde seines äußersten Lächelns und seiner wahrhaftigsten Tränen.
haben nichts mehr, um der Madonna zu opfern, zu deren Füßen
er Kapelle unter der Erde das Licht ewig brennt wie am Quadrat
Himmels, das den Hof deckt, die Sonne.
gibt auf dieser Insel zwölf Mann Wachmannschaft und fünf-

mal so viel Bewachte. Auch hier ist die Musik zu hören, mittag wenn die Sonne ergeben im Zenit steht.

(Musik)

ERZÄHLER: Das Schiff, das mittags kommt, ist ein Mittler. In seinem Bauch, in einer dunklen Ecke, liegen die Postsäcke.
Für jede Insel einer. In dem größeren Sack tragen die Briefe schöne, lustige Marken, und wenn man sie gegen das Licht hielte könnte man sie lesen.

EINE FRAUENSTIMME *(zärtlich und hell)*: ... weiß Gott, was diesmal i dich gefahren ist, und nun mußt du auf dieser Insel leben, o so war du immer, immer, immer, o du Pirat, und was würdest du sagen wenn ich doch eines Tages nachkäme und dich zurückholte, eh de Vulkan Feuer speit und du vergiftet von dem Zisternenwasser un den Selbstgesprächen und weiß Gott, wie du das aushältst Tag un Nacht...

ERZÄHLER: In dem kleineren Sack sind die Briefe zerknittert und vo Schatten verschmiert. Sie sehen aus, als hätten die Leute, die si schrieben, sie nicht gleich eingeworfen, sondern eine Weile m sich herumgetragen und jede Zeile hundertmal überdacht.

EINE FRAUENSTIMME *(spröd und alt)*: ... Tag und Nacht, weiß Gott Ich sitze mit den Kindern beim Essen; es ist kalt geworden, obwoh der Hunger groß ist. Einige sagen, die Madonna weint wieder Blut so könnten wir sie bitten um deine Freiheit, aber es wird eben ni sein, nie, nie, nie, manche sagen, die Insel ist die Hölle und es ha keinen Sinn mehr, ein Gnadengesuch zu machen, andere sagen, wi sollen die Hoffnung nicht aufgeben. Welche Hoffnung, da es a allem fehlt?
Ich werde wieder nicht kommen können in diesem Jahr. So sin wir wohl alle miteinander verdammt, seit dieses Unglück über un gekommen ist...

ERZÄHLER: Morgen wird jeder seinen Brief bekommen. Aber wa heißt »morgen« auf den Inseln? Kommt doch ein Tag wie der an dere, ein großes einmaliges Heute nach dem anderen herauf. Lang sam wird »morgen« der riesige Scheinwerfer, noch ehe er selb sichtbar geworden ist, einen glänzenden Laufsteg vom Horizon

um Ufer hinüberwerfen. Wenn er höher steigt, verschleiert sich las Land; es wird dunstig und so hell, daß die Dinge ihre Gestalt ufgeben und konturenlos im Licht schwimmen. Mittags erreichen Stille und Hitze, von der Helle unterstützt, ihren Höhepunkt, und venn die Helle ganz dünn und zerbrechlich geworden ist und die nsel unter ihrem Glasdach dampft, steht ein Mann mit einem Brief n der Hand unter dem Schilfrohrdach seiner Terrasse. Er läßt die Hand sinken und lehnt sich an die weißgetünchte Wand des kleinen Hauses, denn er kann jetzt nicht denken. Er erwartet angespannt len ersten Ton, den ersten schrillen Laut der ersten Zikade, eh tauend andre Töne über diesen Ton herfallen und ihn und die Stille erreißen.

E FRAUENSTIMME *(zärtlich und hell)*: ... und nun mußt du auf dieser nsel leben ... o du Pirat ... und was würdest du sagen ... und du, ergiftet von Selbstgesprächen...

(Musik, Raumwechsel)

BINSON: Wer sind Sie?

R GEFANGENE: Einer, der erst Atem holen muß.

BINSON: Wie sehen Sie denn aus?

R GEFANGENE: Nicht vorteilhaft. Ein Schwertfisch hat sich an meinem Haar zu schaffen gemacht. Aber das Kostüm ist in Mode, glauben Sie mir. Nackt schwimmt es sich besser auf langen Strecken. Und man überholt die Nacht leichter, wenn man mit ihr um die Wette schwimmt. Fett setzt man freilich keins dabei an.

BINSON: Sind Sie sicher, daß Sie zu mir wollen. Und was suchen ie eigentlich?

R GEFANGENE: Wollen Sie mir nicht zuerst Ihren Bademantel geben. ie sehen doch, daß ich am ganzen Leib zittre. Ich will Sie auch von em Anblick befreien.

BINSON: Bitte. Der Mantel.

R GEFANGENE: Wollen Sie mich nicht fragen, ob ich mich setzen möchte? Sie sehen doch, daß es mich schüttelt. Die Anstrengung var groß und ungewohnt.

BINSON: Bitte, setzen Sie sich. Oder wollen Sie nicht lieber... *(er ögert)*

DER GEFANGENE: Ob ich nicht lieber ins Haus kommen möchte? G
wiß. Gern.

ROBINSON: Ich habe nichts dergleichen gesagt. Sie sind mir noch ein
Erklärung schuldig.

DER GEFANGENE: Sie sind von Natur aus mißtrauisch?

ROBINSON: Es genügt, daß ich's geworden bin. Seit Wochen hat nie
mand den Fuß auf meine Schwelle gesetzt.

DER GEFANGENE: Mein Besuch wird keine gesellschaftlichen Ver
pflichtungen nach sich ziehen. Wenn Sie das meinen. Und Ihrem
Mißtrauen habe ich nur mein Vertrauen entgegenzusetzen. Es i
Mittagszeit. Sie werden essen wollen. Auch ich habe Hunger, und ic
bin nicht anspruchsvoll. Wir waren dort auf schmale Kost gesetzt

ROBINSON: Sie wollen zum Essen bleiben? Gut. Sie wollen sich setzen
Gut. Mit ins Haus kommen? Gut. Meinen Bademantel? Ja. Vie
leicht darf ich Ihnen auch mit etwas Wäsche aushelfen, Ihnen me
nen Anzug geben, weil Sie Ihren verloren haben, weil man Ihne
alles gestohlen hat oder weiß Gott, irgendeine Geschichte wird sic
schon finden...

DER GEFANGENE: Alles wird sich finden. Aber über den Anzug kön
nen wir später in Ruhe sprechen. Ich glaube, Sie haben ein gut
Herz, mein Herr.

ROBINSON: So kommen Sie. Der Tisch ist schon gedeckt.

DER GEFANGENE: Vergessen Sie Ihren Brief nicht; er ist zu Bode
gefallen.

ROBINSON: Er kann liegenbleiben.

DER GEFANGENE: Dann muß ich ihn wohl aufheben. Sehen Sie, w
ich zittre. Aber ich bücke mich gern, um einen Brief aufzuhebe

ROBINSON: Kommen Sie.

DER GEFANGENE: Eine Frage: Haben Sie jemand im Haus, Gefährti
Freund oder dienstfertiges Wesen?

ROBINSON: Wieso?

DER GEFANGENE: Es ist von einiger Wichtigkeit für mich, das
wissen. Ich hätte nicht gern noch jemand eingeweiht.

(Raumwechsel, Innenraum)

DER GEFANGENE: Was sehen Sie, wenn Sie auf der Terrasse stehen un
aufs Meer hinaussehen?

BINSON: Was soll ich sehen? Das Meer, leicht gekräuselt. Oder lötzlich Wellen weit draußen sich erheben, stürzen und sich wieder rheben, mit weißen Schaumkämmen auffliegen und Glanz zerläubend in sich zusammenbrechen.

R GEFANGENE: Sonst sehen Sie nichts? Auch an klaren Tagen ichts?

BINSON: Ich sehe den Himmel...

R GEFANGENE: Sonst sehen Sie nichts? Ich werde Ihnen sagen, was ie sehen: eine Insel, deren Größe sich leicht abschätzen läßt, wenn nan von hier hinübersieht und abwechslungsweise in geographichen Kategorien denkt!

BINSON: Die kleine Insel dort, natürlich. Manchmal ist sie sehr gut u erkennen. An klaren Tagen.

R GEFANGENE: Wollen wir annehmen, daß ich von dort komme.

BINSON: Ach, ich verstehe. Und Sie sind die ganze Strecke gechwommen? Unerhört... *(Pause)* Wie lange waren Sie *dort?*

R GEFANGENE: Lebenslänglich.

BINSON: Man kann sich der Strafe nicht entziehen.

R GEFANGENE: Man kann sich der Welt nicht entziehen.

BINSON: Ich sprach von Ihrem Fall.

R GEFANGENE: Ich sprach von unserem Fall. Es fiel mir so ein.

BINSON: Hier ist eine Insel. Und ich habe das Vergessen gesucht.

(Musik)

ÄHLER: Er ist nicht der einzige hier. Vielleicht nur der einzige, der in wenig zu weit geht. Er liest nicht einmal die Zeitung, obwohl s ihm schwerfällt – nein, ich meine nicht die Zeitung von *drüben.* Das bringen viele übers Herz. Ich meine den »Inselboten«, dieses Einmannblatt, das schon seit vielen Jahren bei Benedetto in guten Händen ist, der weiß, was seine Leser erwarten. Keine Politik, keine Börsenberichte. Obwohl es ihm also schwerfällt, liest unser Mann die Zeitung nicht, sonst wüßte er, daß er nicht der einzige ist. Falls er sie zu lesen verstünde. Aber er hört Antonios herrliche Stimme, wenn er mittags das Blatt in der Gegend austrägt, und sie erfüllt ihm die Nachrichten und Meldungen mit dem barbarischen Zauber alter Jagdrufe.

ANTONIO *(von fern)*: Mrs. Brown läuft Wasserski! Mrs. Brown läu
Wasserski!

ERZÄHLER: Mrs. Brown fährt Wasserski – übers salzweiße Wasse
den Hang vor der Bucht hinauf und hinunter. Manchmal spürt sie
daß die Decke nachgibt, und stemmt sich mit aller Kraft gegen de
Wind. Sie befürchtet, daß sie über die Schaumwurzeln und in d
großen schwarzen Wannen fallen könnte, in denen einer vor ih
ertrunken ist. Und sie fürchtet die Strömungen, die zuerst an ihre
Herzen zerren. Sie ist blond und heldenhaft, ein Heldenmädche
mit einer silbernen Badekappe, fünfmal geschieden, fünfmal ver
nichtet von den Gewohnheiten ihrer Männer, dem Zuviel und Zu
wenig, den Whiskylippen, den tabakbraunen Fingern, dem Nachl
schweiß und dem Lavendelgeruch auf glatten Morgengesichtern
den zelebrierten Scheckbuchunterzeichnungen.
Von Antonio weiß ich übrigens nichts, außer daß er neben de
Zeitungsvertrieb noch viele Geschäfte macht. Eins seiner einträg
lichsten besteht darin, in diesem Sommer Mrs. Browns Motorboo
zu fahren und sie, wenn sie erschöpft die Schlaufen löst und a
Ufer taumelt, zu stützen.

MRS. BROWN: Antonio?

ANTONIO: Ja, Mrs. Brown.

MRS. BROWN: Es ist gut, Antonio.

(Musik)

(Alle Szenen, die so beginnen, sind ganz nah am Mikrophon gedacht

MRS. BROWN: Antonio?

ANTONIO: Ja, Mrs. Brown.

MRS. BROWN: Die Mädchen ziehen die Schuhe aus, wenn sie mit d
tanzen?

ANTONIO: Ja, Mrs. Brown.

MRS. BROWN: Und wenn der Tanz zu Ende ist, läßt du sie auf bloß
Füßen stehen und gehst zu den Musikanten. Du bestellst dir e
Lied, zu dem nur du den Text weißt, und siehst die Mädchen ke
einziges Mal an. Du singst.

ANTONIO: Ja, Mrs. Brown.

MRS. BROWN: Du hast die schönste Stimme, die ich je gehört hab

Antonio. Meine Stimme ist grau und stumpf. Die meisten Töne sind ihr ausgefallen. Würdest du wohl einmal für mich singen, Antonio?

NTONIO: Ja, Mrs. Brown.

IRS. BROWN: Dann würd ich dich fragen, ob für mich ein Platz in deinem Boot ist, wenn du nachts hinausfährst und die Netze auswirfst.

NTONIO: Ja, Mrs. Brown.

IRS. BROWN: Könnte ich, wenn wir weit genug draußen sind, die Lampe ins Meer werfen. Könnt ich die Lampe ins Meer werfen, wenn alle Fische im Netz sind?

NTONIO: Ja, Mrs. Brown.

IRS. BROWN *(geheimnisvoll)*: Als ich das Kind haben sollte, haben sie's mir genommen. Wenn ein Kind auf die Welt kommt, schreit es; aber ich habe seine Stimme nie gehört. Sie haben mir das Kind und die Stimme genommen. Das ist es. Verstehst du, Antonio?

NTONIO: Ja, Mrs. Brown.

IRS. BROWN: Aber du glaubst doch nicht, daß es zu spät ist, Antonio? Glaubst du, daß der Wind dreht, wenn wir zurückkommen. Glaubst du, daß ich in der Bar vor den Augen aller alle Gläser zerschlagen werd', daß sie klingen, und zu dir hinübergeh?

NTONIO: Ja, Mrs. Brown.

IRS. BROWN: Werden die bloßen Füße mir brennen? Werden die Tränen mir kommen, wenn ich mein Gesicht an dein Hemd lege, ins Salz, in die Schuppen? Werd' ich tanzen können unter Tränen?

NTONIO: Ja, Mrs. Brown.

IRS. BROWN: Und werd' ich singen können? Ja, ich werd' wieder singen können und sprechen mit meiner alten Stimme, Antonio!

NTONIO: Nein, Mrs. Brown! Nein, Mrs. Brown!

(Musik)

NTONIO *(von fern)*: Mr. Brown auf Unterwasserjagd! Mr. Brown auf Unterwasserjagd!

RZÄHLER: Mr. Brown der Fünfte aus Illinois ist bald sechzig, und die Herzattacken stellen sich immer regelmäßiger ein. Er geht unters Wasser mit Flossen und Maske und ficht mit den schärfsten

Harpunen gegen die andrängenden Bilder. Die nature morte – See-
gras, Seestern und Seeigelnapf – kennt er gut, die Auswüchse enig-
matischer Gebirge, die grünen Schluchten mit gespreizten Koralle-
und stehenden Fischen. Aber er wartet auf den neunfüßigen Polyp-
der in vielen Gestalten unten umgeht. Sein Haus hängt voll vo-
Jagdtrophäen, Köpfen von Triglien und Seezungen, und hin un-
wieder sagt er zu Helen Brown, deren Gegenwart er meidet:

MR. BROWN: Ja, meine Liebe, ja. Der Wolf ist noch nicht erlegt. Du
brauchst drum beim Essen nicht mit mir zu rechnen.

ERZÄHLER: Und er meint, wenn er sein Herz im Wasser weitet und
kühlt, er müßte tiefer tauchen können, bis zu dem Tanggrab eines
waffengrauen Kreuzers und durch eine lichte Welle die Bänder von
der Matrosenkappe wehen sehen, die dem kleinen Sergeant Brown
gehört hatte, der sein und einer früheren Mrs. Brown Sohn war.
Er meint, das müßte sein, wenn den Muscheln der Mund aufspringt
und eine Woge Blau ihm den Wolf über den Weg schickt, der
hinter den Matrosenkappen her ist.
Von Antonio weiß ich übrigens, daß er Mr. Browns Harpunen in
Ordnung hält und dasteht wie ein Pflock, an dem man ein Boot
binden könnte, wenn Mr. Brown aus dem Wasser steigt, mit Fisch-
köpfen am Gurt, denen kein Blut aus den Kiemen läuft.

MR. BROWN: Antonio?

ANTONIO: Ja, Mr. Brown.

MR. BROWN: Es ist gut, Antonio.

(*Musik*)

MR. BROWN: Antonio?

ANTONIO: Ja, Mr. Brown.

MR. BROWN: Wenn einer lang genug unterm Wasser gelegen ist,
könnte man sagen, er sei tot.

ANTONIO: Ja, Mr. Brown.

MR. BROWN: Glaubst du, Antonio, daß du eines Tags den Weg vom
Strand heraufkommen, ohne anzuklopfen in mein Haus treten und
sagen könntest: Da bin ich?

ANTONIO: Ja, Mr. Brown.

MR. BROWN: Glaubst du, daß ich nur deshalb ein großes Vermöge-

emacht habe, um's auf den Tisch zu werfen als Ablöse? Daß ich
gen würd: »Hier, meine Herren! Das und noch mehr ist mir mein
ohn wert. Es werden sich andre finden. Denn er ist nicht gemacht
ir euren Krieg.«

TONIO: Ja, Mr. Brown.

. BROWN *(vertraulich)*: Was meinst du: ob wir wohl Helen sagen,
aß wir sie nicht mehr brauchen mit ihren dramatischen Ansprü-
hen und den Kampfansagen metallener Badekappen?

TONIO: Ja, Mr. Brown.

. BROWN: Ob wir für immer hier bleiben und im Winter über den
Veinberg schauen, wenn keiner mehr sich drin bückt nach den
rauben; ob wir bei einem Glas Wein auf der Terrasse sitzen, ein
tück Holz nehmen und beide das kürzere ziehen? Wer muß jetzt
n den Keller gehen und die nächste Flasche vollaufen lassen? Laß
ns also miteinander gehen.

TONIO: Ja, Mr. Brown.

BROWN: Natürlich wär's dann Zeit, die Pfeifen hervorzuholen
nd zu putzen und zu sagen: Ja, mein Sohn. Ja, Vater. Wir haben
en Wolf erlegt. Dem ist das Feuer im Rachen ausgegangen! Der
läst keinen Rauch mehr aus den Nüstern!

TONIO: Ja, Mr. Brown.

. BROWN: Natürlich hätte ich dann Lust, noch einmal unter Was-
er zu gehen und nach dem Namen des Kreuzers zu sehen. Aber nur
amit ich mir den Arm, wo er ganz glatt geblieben ist über den
Muskeln, tätowieren lassen kann. Das Datum, den Ort im Anker
nd den Namen darunter – als rührt' es von einer Liebesnacht.

TONIO: Ja, Mr. Brown.

. BROWN: Weißt du, wie einem zumute ist, der mehr hergegeben
at, als er zu geben hatte?

TONIO: Ja, Mr. Brown.

. BROWN: Ein Sohn ist mehr, als man hat, und ein Weinberg wär
n schönes Erbe für ihn. Man gibt die Ablöse gern. Meinst du nicht?

TONIO: Ja, Mr. Brown.

. BROWN: Ich habe nie schöneres Haar gesehen als deins. Das war
ir mein Sohn nicht schuldig. Meins ist schon ganz licht. O geliebte
Dunkelheit deiner Haare!

TONIO: Ja, Mr. Brown.

Mr. Brown: Dann würd ich wohl tun können, was ich nie konnte: dein Gesicht hernehmen mit beiden Händen und dir das Haus zeigen, dich fragen: Bist du da? Bist du wirklich da?

Antonio: Nein, Mr. Brown! Nein, Mr. Brown!

(*Musik*)

Antonio *(von fern)*: Salvatore stellt aus! Salvatore lädt ein!

Erzähler: Ich vergaß zu sagen, daß Antonio jedes Jahr um diese Zeit auch Salvatore hilft. Er trägt die frischgerahmten Bilder aus dem Haus des Malers in Lavinias Bar, schlägt dort Nägel in die Wände und hängt den Kram nach eigenem Gutdücken auf. Denn auf Salvatores Anweisungen zu hören, hätte wenig Sinn für ihn. Er lehnt doch nur betrunken an der Theke und schreit ihn an.

Salvatore: Platz da! Zwischen dem Sonnenaufgang und dem Sonnenuntergang, laß Platz, Antonio! Und schlag den letzten Nagel ein, wo Platz ist! Da hängst du dann wohl mich auf? Ich kenne dich, Antonio. Du meinst wohl, ich häng' mich auf?

Erzähler: Salvatore heißt »Retter«. Diesen Namen hatten dem Maler die paar jungen Leute gegeben, mit denen er auf die Insel kam, denn er wollte sie aus irgendwelchen Konventionen lösen, den Konventionen einer Klasse, eines Landes, einer Akademie. Die Jungen gingen bald wieder zurück. Früher hieß er natürlich Eckstein oder Erikson – wie Schweden oder Norweger eben heißen; er war einer von den dunkelhaarigen, starkschultrigen, die es leicht aufschwemmt. Die Leute hier nennen ihn die Qualle. So umrißlos ist er geworden, ein Schwamm, vollgesogen mit dem billigsten Wein und den billigsten Schnäpsen. Sein Durst treibt ihn schon frühmorgens zu Lavinia und läßt ihn noch nachts nicht los, wenn er vor ihr auf den Knien liegt, ein weinender Koloß vor dem lamentierenden Koloß Lavinia, der aus einem ganz kleinen Mund Verwünschungen ausstößt: Vorwärts, auf! Du trockene Palette! Vorwärts auf! – Wann er malt, weiß niemand, und Lavinia weiß längst, daß die alten Bilder nur jedes Jahr frisch gerahmt werden, die er damals, vor zehn oder fünfzehn Jahren, machte, ganz im Anfang, in der großen Hoffnung auf das Licht. Wenn ich im Licht nicht nüchtern werd, werd ich's nie mehr, hatte er damals gesagt, und wenn ich hinter den Blicken nich

den Blick finde, setze ich mich auf die Straße, rühre den Staub an und mal die Ölbaumblätter damit ab, wie's ein Schmutzfink auf einer Akademie getan hätte. Aber dann fiel immer mehr weißes Licht auf die Leinwand, und wenn er auch nur einen Strich ziehen wollte, fiel ihm der Stift aus der Hand. So weiß ist mein Bild, und der Blick ist ganz weiß, sagte er an späteren Morgen, wenn ihm das Licht den ersten Durst machte und den ersten Strahlenschwall ins Gesicht goß. Ich darf nicht nachgeben, sagte er auch gern, eine Ausstellung im Jahr ist Pflicht; man kommt sonst aus den Augen der Leute, und Antonio weiß die Bilder gut zu hängen.

ALVATORE: Antonio?

NTONIO: Ja, Salvatore.

ALVATORE: Es ist gut, Antonio.

(*Musik*)

ALVATORE: Antonio?

NTONIO: Ja.

ALVATORE: Hättest du Lust, dieser Tage für mich eine Stunde zu sitzen?

NTONIO: Ja, Salvatore.

ALVATORE: Könntest du wohl eine Weile die Augen dabei zumachen und dann plötzlich aufsehen, mit dem Tierblick, dem allerersten Blick und dem Blick des Gottes, Antonio?

NTONIO: Ja.

ALVATORE: Ja, ja, ja! Und könntest du die Handflächen so wenden und zeigen, daß ein Strahl hineinspringt und die Linien nachzieht, die allerersten, die vom feuchten Venushügel zu den Sandflächen des Verstandes laufen?

NTONIO: Die Handflächen, ja, Salvatore.

ALVATORE: Und könntest du das Hemd ein wenig aufknöpfen, daß ich seh, wo der blaugrüne Fleck blieb, an dem der Pfeil abprallte, und daß ich die Rosen auf deiner Brust knospen fühlen kann.

NTONIO: Die Brust – ja, Salvatore.

ALVATORE: Und könntest du die Nasenflügel starr halten, als hätten sie nicht über Gerüche zu fliegen, sondern stillzuhalten in der reinsten Luft.

ANTONIO: Stillhalten? Ja.

SALVATORE: Und könntest du rasch in die Tasche greifen, den Arm ausstrecken und in der Hand, vor dem einfallenden Licht, das Messer verbergen?

ANTONIO: Ja, Salvatore.

SALVATORE: Und könntest du *ihm* das Haupt abtrennen und mir entgegenhalten, wie Apollon das Haupt der Medusa den Menschen hinhielt, ein angstweißes Haupt, weil es Blut verlor.

ANTONIO: Ja, Salvatore, ja.

SALVATORE: Und könntest du warten, bis das Blut, das auf die Leinwand tropft, trocken ist und ich den Rahmen gefunden hab. Könntest du warten, bis ich den Nagel aus meinem Fleisch gezogen habe, an den ich dieses Bild hängen werde. Kannst du diese Weile noch warten?

ANTONIO: Nein! Nein, Salvatore. Nein!

(Musik)

ERZÄHLER: Antonios Geschäftigkeit könnte einem manchmal zuviel werden. Aber er muß schließlich leben, und es gibt nur im Sommer etwas mehr zu verdienen. Auf der Insel ist die Wahl nicht groß; nur die Wahl unter den Fremden, und er hat sie alle gewählt.

ANTONIO *(von fern)*: Salvatore lädt ein! Salvatore stellt aus!

(Raumwechsel)

ROBINSON: Die Stimme höre ich gern. Es ist Antonio. Aber ich lese die Zeitung nicht. Ich hoffe, es weit zu bringen; so weit, nie mehr eine lesen zu müssen. Eines Tags wird in meinem Gehirn ein Teil verkümmern; der, mit dem ich Buchstaben aufgefaßt habe. Dann ist jede Nachricht und jeder Brief unschädlich.

DER GEFANGENE: Köstlich! Ich meine die Oliven, wenn man sie mit einem Schluck Wein nimmt. Man kann sie grün und schwarz essen. Wenn man sie preßt, geben sie Öl, und den Kuchen bekommen die Esel.

Übrigens gab es *dort* keine Zeitung. Wir hätten gern eine gelesen. Das Merkwürdigste ist: man wird nicht so rasch zum Analphabeten. So zäh halten wir fest. was wir einmal berührt haben.

OBINSON: Aber man muß sich fernhalten, einen Stein ansehen, ihn nicht bewegen, ihn wieder ansehen und liegenlassen.

ER GEFANGENE: Aber dann muß man ihn aufheben, gegen etwas schleudern oder ihn lockern und weiterrollen.

OBINSON: Sie verstehen mich nicht.

ER GEFANGENE: Ich will Sie gar nicht verstehen. Ich will Sie so gründlich mißverstehen, weil ich Jahre meines Lebens zurückgewinnen muß.

OBINSON: Übrigens sagt man von den Zeitungen, daß in ihnen stehe, was schon nicht mehr wahr ist.

ER GEFANGENE: Sagt man das? Ich möchte hingegen wetten, daß es noch eine alte Zeitung gibt, in der einiges über mich steht. Das ist noch immer wahr. Und morgen wird wieder einiges über mich drinstehen. Der Bursche wird an Ihrem Haus vorbeigehen und es ausrufen. Ihr Verstand wird Ihnen einen Augenblick lang recht geben und sagen: das ist wahr. Ich muß jetzt meinen Rock anziehen und hinunter zum Hafen gehen, mich verständlich machen: »Meine Herren, in meinem Haus halte ich den Mann verborgen, den Sie suchen. Ich habe mit ihm gegessen, getrunken und über einiges gesprochen, das mich nichts angeht. Allerdings wußte ich nicht, daß es sich um ein Verbrechen handelt.« Dieses letzte Detail wird natürlich nicht in der Zeitung stehen; aber es wird auch nicht wahr sein... Antonios Stimme! Eine schöne Stimme! Mich könnte sie auch locken. Du liebe Zeit, natürlich werden Sie morgen das Tor aufmachen und rufen. Antonio! – Ja, Herr. – Es ist gut, Antonio. – Gib schon her.

Und unfreiwillig werden Sie das Blatt überfliegen und sich die Lippen feuchten. Dacht' ich es doch! Eine furchtbare Geschichte. Ich bin froh, daß er sie mir nicht erzählte. Ich weiß nicht, ob ich fähig gewesen wäre, ihm zu helfen, auch nur seine Gegenwart zu ertragen. Er ist fort, in das nächste Verderben, und ich muß diese Geschichte rasch vergessen.

Es ist gut, nicht wahr?

Weil Ihnen meine Geschichte also nicht erspart bleibt, können Sie ruhig die Ihre erzählen.

OBINSON: Ich habe keine Geschichte. Keine Schuld, die ins Gewicht fällt, kein Unglück, das mir anhängt, kein Verzeihen, das ich nicht gewähren könnte. Ich bin auf niemands Kosten hier.

Der Gefangene: Auf Ihre eigenen doch wohl. Sehen Sie, der Kosten-
punkt scheidet uns voneinander. Ich habe immer auf Kosten andere
gelebt, und die anderen lebten auf meine Kosten. Das hielt sich di
Waage. *(Pause)* Wissen Sie, worüber ich noch lachen könnte?

Robinson: Rauchen Sie?

Der Gefangene: Gern. Weil ich's lang entbehrte. Vorsicht mit den
Streichholz. Der Brief wird Feuer fangen.

Robinson: Ich glaube, ich werde *ihr* nicht mehr antworten. Es wa
mein großer Fehler bis heute, daß ich es tat.

Der Gefangene: Weiter! Weiter! Es gehört Mut dazu, nach langer
Zeit wieder zu rauchen, sich auf diese leise Ohnmacht wieder ein
zulassen, die sich einstellte vor langer Zeit bei der ersten Zigarette

Robinson *(ermutigt)*: Hören Sie sich das bloß an! ... »Und nun muß
du auf dieser Insel leben, o so warst du immer, du Pirat...« *(e
bricht betreten ab).*

Der Gefangene: Weiter!

Robinson: »Du Pirat, und was würdest du sagen, wenn ich doch eine
Tags käme und dich zurückholte, eh der Vulkan Feuer speit un
du vergiftet von dem Zisternenwasser...« Verstehen Sie mich jetzt
(Erschrocken) Und sie ist imstande, zu kommen, eh ich mich verseh
hier ihre Flakons aufzustellen, ihre Pyjamas auszubreiten und mi
dem Griff der Handtasche so unschuldig zu spielen, als hätte si
nicht zwei Rückfahrkarten drin.

Der Gefangene: Wie heißt sie?

Robinson: Anna.

Der Gefangene: Darüber könnte ich wohl noch lachen – wenn si
hier hereinkäme und ich sie sehen könnte, brünett und renitent
mit irgendeinem phantastischen Halstuch und unempfänglich fü
Pans Stille und den Flötenton vom verbrannten Hügel, mit einem
Vieltaktmotor im Herzen und gar nicht lauter Stimme, i
Rück- und Seitenspiegeln geübt den Gang aus gelockerten Glie
dern, den Kopf voll von Kreuzverhören und den Mund voll vo
Treffern.

Robinson: Aber ich werde nicht hinuntergehen zum Hafen und si
abholen. Ich werde ihr keine Erklärung geben. Ich bin so weit, da
ich mein Ohr verschanzen kann und ihre Fäuste nicht mehr ans To
schlagen höre. Ich werde auf meine Terrasse hinausgehen und au

dem Dach das Schilfrohr ordnen, das der Wind zerzaust hat. Es wäre mein endgültiger Austritt aus einer Gesellschaft, die sich fortgesetzt an meinem Leben vergriffen hat.

DER GEFANGENE: Also doch eine Geschichte. Ich weiß: diese fortgesetzten kleinen Gemeinheiten. Der Erfolg, von Mißtrauen geschmälert und die Pfiffe von der Galerie. Später: der Erfolg geneidet und die Pfiffe aus dem Parterre. Der eklatante Mißerfolg.

ROBINSON: Ich bin kein Schauspieler.

DER GEFANGENE: Aber Sie sind doch gestoßen worden zum nächsten Schritt, zum nächsten Wort. Sie haben doch mitgespielt. Und ein wenig spielen Sie noch immer mit. Sie wissen es selbst.

ROBINSON: Ich weiß nicht.

DER GEFANGENE: Das Stück heißt: Ich habe, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre zu leben. Was dann kommt, weiß ich nicht. Nur daß eine Verschwörung gegen mich im Laufe dieses Stückes schon im Gange ist. Wer heißt mich, den Ausgang abwarten? Mein Sinn steht nicht nach Lösungen unter so vielen Opfern. Mit der letzten Kraft will ich die Lichter vorzeitig ausdrehen und den Vorhang zuziehen. Mit der letzten Kraft werde ich mich unsichtbar machen. Eine Weile wird man fragen: Was ist? Zeigt er sich denn nicht mehr? Zu euch kam er doch jeden Freitag zum Fisch. Anna hat noch einen Brief von ihm bekommen. Er ist dort auf einer Insel. Ich hätte es ihm nie zugetraut, daß er allein sein kann. Ein Mensch, der so eitel war, so ehrgeizig, versessen, vielrednerisch, ahnungslos, betriebsam... Oh, ein großer Sack voll Eigenschaften wird von Ihnen zurückbleiben! Der wird aufgebunden und ausgeschüttet noch einige Male. Dann liegt der Sack in einer Ecke. Manchmal stößt man auf ihn, wenn man in Erinnerungen kramt. Ja, ein seltsamer Mensch, eigentümlich, nicht zu fassen, flüssig. Einer mit einer Spur, die im Sand verläuft, wo eine Welle drüberleckt. Lange nichts gehört von ihm. Anna? So. Sie ist weggezogen. So? Und lebt mit dieser massiven Eitelkeit, diesem ganz gewöhnlichen Menschen, diesem zähen, geschwätzigen...

ROBINSON: Hören Sie auf!

DER GEFANGENE: Weil sie jetzt mit einem ganz gewöhnlichen Menschen...? Es ist doch wohl von Vorteil für Sie. Ihre Jahre sind ins Unendliche gerettet. Sie sind unsichtbar.

ROBINSON: Seien Sie still! Still, still. Ich will, daß es endlich still wird. Ich wollte, die Sonne würd schwächer und die Zikaden hörten auf, daß ich auch das nicht mehr hören müßte.

DER GEFANGENE: Aber Sie hören sie ja noch. Das ist gut. Wir sollen mittags nicht schlafen, auch wenn wir sehr müde sind.

ROBINSON: Wie meinen Sie das?

DER GEFANGENE: Sie sind sogar stark zu hören.

ROBINSON: So stark und quälend, daß sie nicht zu überhören sind.

DER GEFANGENE: Wie klingt es?

ROBINSON: Es klingt, wie es manchmal in mir zu klingen beginnt. Wenn die Stille eintritt, sind Hunger und Durst unspürbar; die Briefe können nicht mehr gelesen werden. Die Antwort bleibt aus. Es klingt so, wenn ich mich aus allen Umarmungen löse zu anderer Glückseligkeit.

DER GEFANGENE *(es entsteht der Eindruck, daß er aufspringt, stehend spricht)*: Wissen Sie, was mir scheint? Ich werde gehen müssen, wenn es nicht zu spät werden soll. Und wissen Sie, was mir auch scheint? Entscheidungen werden so unmerkbar getroffen. Ich würde jetzt mein Bündel schnüren, wenn ich eins hätte.

ROBINSON: So werde ich Ihnen eins richten müssen.

DER GEFANGENE: Das Bündel waren die Butterbrote und Bücher, als wir zur Schule gingen.

ROBINSON: Aktenmappen und Brieftaschen, als wir zur Arbeit gingen.

DER GEFANGENE: Die Gardenie und das mit Lavendelwasser betupfte Taschentuch, als wir abends aus dem Hause gingen und uns noch einmal die Krawatte vor dem Spiegel zurechtrückten.

ROBINSON: O ja, manchmal hielten wir auch Rosen im Papier versteckt. Es war so peinlich – wie mit einem Bukett zu einer Beerdigung zu müssen.

DER GEFANGENE: Natürlich war es auch peinlich. Aber in jeder Zeit, zu jeder Stunde hatten wir ein Bündel. Hier sind zwei Flüchtlinge zusammengetroffen mit leeren Händen. Sie haben ein paar gesellige Stunden verbracht. Der Mittag ist um, und im Hafen wird das Schiff einkehren. Was geschieht? Ich sehe, Sie sind mit sich ins Reine gekommen. Sie nehmen den Anzug vom Bügel, ein ordentliches Stück, dem ich lebenslänglich gebe. Kammgarn, hell und

sommerlich gestrählt. Jetzt zittert Ihre Hand ein wenig; Sie hängen ihn über die Sessellehne, als senkten Sie eine Fahne, als verlangte ich, daß Sie Ihren Degen nachwerfen.

ROBINSON: Ich glaube nicht, daß ich den Anzug noch tragen werde. Ich würde mich bedrängt fühlen unter den Nähten.

DER GEFANGENE: Vielleicht sind nur Ihre Schultern ein wenig breiter geworden vom Schwimmen; das zerrt und zieht eine Weile. Bald spürt man es nicht mehr.

ROBINSON: Nehmen Sie ihn!

DER GEFANGENE: Ein ordentliches Stück. Es ist nur schade, daß er mir nicht paßt.

ROBINSON: Versuchen Sie's.

DER GEFANGENE: Nein. Er kann mir nicht passen. Es ist Ihr Anzug.

Ein Wagen hält vor der Kurve am Tor. Gleich wird seine Tür aufspringen, gleich zufallen. Es ist die Mittagsstunde, die wesenloseste Stunde auf den Inseln. Sie sehen dann aus wie die Trümmer einer Illusion. Farblos, ins Bräunliche spielend. Verbranntes Meer, verbranntes Land. So sagten wir *dort*.

Der Himmel hat den verschleierten Blick. Die Lidspalte zwischen Ost und West zeigt das Augenweiß. Die Pupille ist nicht zu sehen. Schritte kommen herauf. Für den verlorenen Sohn wird das Kalb geschlachtet, und unter Brüdern wird ein Anzug getauscht. Der Handel ist nicht gut. Denn ich bin dieser Welt nie verlorengegangen; sie hat mich nur versetzt, transferiert auf den Außenposten. Sie hat ihre Augen immer auf mir. Mein Anzug ist angemessen und so wenig zu verhandeln wie der Ihre. Ich höre die Schritte, unweit vom Tor, und ging nicht alles in der Konturenlosigkeit des Mittags verloren, in diesem quälenden, monotonen Lärm, könnt ich sie ausnehmen: die Schritte einer Frau aus gelockerten Gliedern. Die Schritte von zwei Männern, die ihre Gewehre von den Schultern rutschen lassen und sich ein wenig fürchten. Darum treten sie fest auf – zwei Burschen, die lieber auf Singvögel als auf Menschen Jagd machen.

Es ist gut.

EINE FRAUENSTIMME *(zärtlich und hell)*: Mach auf, du Pirat!

EINE MÄNNERSTIMME: Öffnen Sie!

EINE MÄNNERSTIMME: Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!

(Eine kleine Faust und zwei harte Fäuste trommeln ans Tor. Die Musik nimmt das Trommeln auf in ihre gewohnte Weise.)

DER GEFANGENE: Es ist soweit.

ROBINSON: Ich kann nicht.

DER GEFANGENE: Öffnen Sie!

ROBINSON: Ich kann nicht.

DER GEFANGENE: Dann werde ich es tun.

(Musik)

BENEDIKT: Antonio?

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Das gibt eine schöne Meldung. Die Carabinieri haben den armen Teufel gefaßt.

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Das *gäbe* eine schöne Meldung. Denn wir werden sie nicht bringen. Verstehst du? »Grüne Insel, Reich meiner Träume« *(er wiederholt den Text ungeschickt zu einer Melodie)*. Man muß auf die Träumer Rücksicht nehmen.

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Wie wäre es mit dem Hundefest unseres spanischen Granden? Insel wird Tierparadies. Die andren ärgern sich schon, schlafen noch schlechter, seit die Meute vereint unter dem Mond heult. Bahren und Grabsteine für Hunde gesucht! Das ist rührend und verspricht eine neue Industrie

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Und wer ist alles angekommen? Zuviel Hochzeitsreisende, zu viele Sekretärinnen. Die Statisterie wird zu groß. Aber es wird mehr Trinkgelder geben.

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Und wer reist alles ab? Die Ballerina, weil sie einen Arzt braucht. Hier wird es zu gefährlich, die Krämpfe nehmen zu und sind unerklärlich. Antonio, schau mich an!

ANTONIO *(unschuldig)*: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Und wie hieß doch der Mann, der so resolut das kleine weiße Haus bewohnte, auf der Nasenspitze, die der Hügel ins Meer hebt? Kein Abonnent. Tat alle Arbeit allein. Wusch sich vermutlich

auch die Hemden selbst. Was soll man da sagen. Du wirst auf die Gemeinde gehen und dich erkundigen.

ANTONIO *(gähnt)*: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Aber es lohnt sich nicht. Es hat ihn kaum jemand gekannt.

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Mach die Fenster auf, Antonio. Das Mittagsdunkel schläfert ein, und ich möchte die Zikaden hören. Vielleicht lohnt es doch. Wir machen uns einen kleinen Scherz und nennen unsren Mann Robinson. Robinson hat dem Schiff gewunken. Robinson kehrt heim.

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Du bist ein Ignorant, Antonio, aber du tust recht daran, einer zu bleiben. Was kümmern wir euch? Es gibt noch Augenblicke, wo ich »euch« sage und mich nicht dazuzähle. Aber eine Wunde heilt, wenn man sie nicht berührt.

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Nach meinem Geschmack wäre es, über andre Dinge zu schreiben. Über unsre Späße zum Beispiel. Als man die Wasserleitung bauen wollte, paßte kein Rohr ins andre. Als sich der Hai in unsre Gewässer verirrte, tanzte er mit drei Booten im Schlepptau vor dem Sonnenkap, eh er erschöpft war und sie ihn einbrachten. Dann lag er noch stundenlang auf dem Strand und tanzte wieder, daß die Erde erzitterte. Als Franco dem heiligen Leonhard die Uhren vom Arm stahl, verprügelten wir ihn. Und als Maria ihre drei Kinder kreuzigte, weil ihr Mann sie verließ, konnten wir einen Tag lang nichts essen, so elend war uns.

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Das steht auf einem andren Blatt. Wir müssen mit der Arbeit anfangen. Laß die Fenster nur offen, Antonio. Bald wird es still. Dann machen die Läden auf, und alle kommen aus den Häusern. Abends gehen wir zum Hafen oder ins Kino unterm freien Himmel, und wenn der Lärm am größten ist, ist es am schönsten.

ANTONIO: Ja, Benedetto.

BENEDIKT: Dies ist ein andrer Lärm. Er kommt aus dem Gebüsch, aus den Bäumen oder aus der Erde, meint man. Aber es hat folgendes damit auf sich: die Zikaden waren einmal Menschen. *(aufatmend)* Ach, Antonio, wo kämen wir hin mit unseren Geschichten! Fangen wir also an. Schreiben wir: Robinson kehrt heim...

(*Musik*)

ERZÄHLER: Es ist gut. Ein andrer wird in das kleine Haus ziehen, und wenn der Wind das Terrassendach zerzaust, wird er das Rohr glattstreichen. Gegen Ende des Sommers wird die Zisterne wenig Wasser haben. Davon wird er viel Aufhebens machen, bang hinunterschauen und manchmal den flinken Aal sehen, der sie reinhält und nach den Fliegen schnappt, die an den Spinnenseilen hinuntergeglitten sind. Einige Fremde werden noch gehen; neue werden kommen. Wenn viele kommen, wird der Preis für die Einsamkeit steigen und der Strand sich füllen. In der Sonne werden blasse Gesichter gebräunt, und der Sand läuft durch die Hände, bis ein Schatten die Insel überflügelt und eine Feder fällt, die in den Wind geblasen wurde. Nun? Hier ist eine Insel, und was willst du? Soll die Sonne das Messer ziehen und der Vulkan die Asche auf dein Haupt tun? Willst du nicht aufstehen und sehen, ob diese Hände zu gebrauchen sind?

Oder willst du dir die Welt erlassen und die stolze Gefangenschaft? Such nicht zu vergessen! Erinnre dich! Und der dürre Gesang deiner Sehnsucht wird Fleisch.

Es verklingt eine Musik, die wir schon einmal gehört haben. Ich kenne sie, und du kennst sie auch. Eine Tür fällt zu im Wind, und eine Straße läuft vom Himmel übers Meer zur Erde zurück.

(*Musik*)

ERZÄHLER: Die Insel und die Personen, von denen wir hörten, gibt es nicht. Aber es gibt andere Inseln und viele Menschen, die versuchen, auf Inseln zu leben. Ich selbst war einer von ihnen, und ich erinnere mich, daß mir eines Tages, als ich zum Strand hinunterging, einer entgegenkam und wegsah. Ich verstand sogleich, weil ich selbst nicht gesehen werden wollte. Er mußte mit dieser »Geschichte« fertig werden – ich glaube, es war eine unangenehme und traurige Geschichte, die er mir so wenig erzählt hätte wie ich ihm die meine. Ja, ich glaube, es war gegen Mittag, als wir im Begriff waren, aneinander vorbeizugehen. Da geschah etwas, das uns dran hinderte. Ein Geschrei aus trockenen Kehlen brach los, eine Musik, könnte

ich auch sagen, ein wilder frenetischer Gesang, der vom Hügel herunter über den Weg und zum Meer stürzte. Wir blieben stehen und sahen einander erschrocken an.
Denn die Zikaden waren einmal Menschen. Sie hörten auf zu essen, zu trinken und zu lieben, um immerfort singen zu können. Auf der Flucht in den Gesang wurden sie dürrer und kleiner, und nun singen sie, an ihre Sehnsucht verloren – verzaubert, aber auch verdammt, weil ihre Stimmen unmenschlich geworden sind.

Priez pour le pauvre Gaspard!
Verlaine

I

CHIMÈRE o chimère
Wo Land aufglimmt
In den Blaufeldern fliegen
Rispen o Licht
In die Quarzaugen sticht
Die Siege besiegen?
Fische erfallen im
Eckigen Strom
Splitter Quadrate
Stürzen Chimären
Herab vom Turm
Durch die Rosenkaskade
Ohnesieg ohnehaß ohneleid
Ohne Zeit

Strand Ohneland
Wo der Motor säumt
Karavellenträume
Wo das Pferdchen starr
Den Strom aufbäumt
Ohne Zäume
Strand Ohneland
Wo der Elephant
Die Rotundenuhr geigt
Wo der Vogel Roc
Wo im Macchiensand
Er die Steine zerreibt
Blut in den Nägeln
Zersplittert das Horn

Und die Schatten Chagall
Vergessene Hände – der eine
Schrei im Fall

II

Goliardenbrücke – so sage
Das Du deiner Stadt
Es will dir nicht entgehn
Flügelt laternengefangen
Du sollst dir nichts erflehn
»Gehen blind und den Mantel bauschen«
So sagt es »wär leicht
– so geh
Ich halte Schildwacht für dich
Vor dem was du nicht erreicht
– und seh«
So die Clairons verlohn
O Armadille Méduse
Über die Brücke fort
In die Länder Mohn

III

Einst Brückenspur. Die weißen
Blitze zünden die Haut.
Fregatten fahren.
Über die Geierzeichen
Etruriens und von Hadramaut
Hinziehn mit den Jahren.
Kielspur. Das Pergament
Gibt frei die Fahrt.
Stier und Delphin im Wind –
Fortgang, Gaspard.

Die Straße war breit. An beiden Seiten war sie begrenzt von ho
hen Häusern. Die Häuser waren grau, auch die Dächer ware
grau. Die Türen, die in die Häuser hineinführten, lagen tief zu
rück hinter Portalen aus Stein. Vor den Häusern waren Gärten, die nie
mand betrat. Sie waren mit eisernen Zäunen umgeben, an denen wilde
Wein wuchs. Am Rande des Fahrdammes standen große, alte Ulmen
Sie standen zu nahe an der Fahrbahn und erlitten öfter Schaden vo
den Wagen, die immerfort durch die Straße fuhren. Man hatte di
Fahrbahn bis hart an die Ulmen verbreitern müssen, weil die Zahl de
Wagen in jedem Jahr zunahm. Bis tief in die Nacht hinein rollte
Wagen durch die Straße, nebeneinander, hintereinander, aneinande
vorbei. Sie passierten die Straße nur, es hielt selten einer an.

Auf der einen Seite der Straße wohnte ein Kind. Man sah es zu
weilen an der Hand einer Frau. Auf der anderen Seite wohnte ein an
deres Kind. Es betrat die Straße nur selten. Niemand wußte ihre Na
men. Eine alte Frau kam jeden Tag die Straße herauf. Sie schob ein
kleine Karre vor sich her und hielt bei einer der Ulmen an. Sie breitet
den Inhalt der Karre aus, es waren Knöpfe, Nadeln und Bänder, di
sie zum Kauf anbot. Für diese alte Frau hatte man einen Namen. Abe
er gehörte ihr nicht, es war ein Spottname.

I

Das Kind stand am Fenster und sah auf die Straße. Es war spät im
Sommer, und die Ulmen waren merkwürdig dunkel geworden. Di
Blätter waren fast blaugrün und sahen aus, als wären sie giftig. Si
schmeckten bitter, wenn man sie in den Mund nahm, das Kin
wußte es.

Das Kind zog den Mund zusammen, als wollte es pfeifen. Aber es wur
de kein Laut hörbar. Das Kind konnte nicht pfeifen. Es schlug mit de
Händen ein paarmal auf die Fensterbank und sah zu den Kindern hin
über, die drüben auf dem Zaun saßen und die Ranken des wilde
Weines kauten.

Es kannte die Kinder nicht. Es kannte nur das andere Kind, das im Winter zuweilen an den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses zu sehen gewesen war. Seit die Ulmen aber so voll von den bitteren Blättern waren, konnte das Kind das andere Kind nicht mehr sehen.

Ermüdet wollte es sich abwenden vom Fenster, aber plötzlich hob es beide Arme. Auf der anderen Seite der Straße war eine Frau erschienen. Sie trug einen großen, schwarzen Hut und einen schwarzen Mantel, obgleich der Tag heiß war. An den Händen hatte sie schwarze Handschuhe. Langsam ging sie an den Vorgärten entlang, an den Ulmen vorbei. Das Kind sah ihr entgegen und hielt noch immer die Arme in der Luft. An der Kante des Fahrdammes blieb die Frau stehen, sie ließ ein paar Wagen vorbeifahren und kam dann über die Straße. Das Kind hob die Arme noch höher und öffnete den Mund, als wollte es rufen. Aber es bewegte nur die Hände ein wenig hin und her. Die Frau sah nicht auf zu dem Fenster. Sie ging bis vor das Haus, schlug das Vorgartengitter auf und verschwand dann hinter der Tür. Das Kind ließ die Arme fallen. Dann begann es zu summen und nahm eine Kette zur Hand, die auf der Fensterbank neben dem Kissen lag. Es war eine Kette aus blauen Glasperlen. Sie war nicht sehr lang. Das Kind legte sie auf das Kissen und zog sie zu einem Kreis auseinander. Als hinter seinem Rücken die Tür klappte, drehte es sich um. Die Frau stand im Zimmer. Sie hatte Mantel und Hut abgelegt, aber ihr Kleid war so schwarz wie ihr Mantel und ihr Haar gerade so dunkel wie ihr Hut.

»Es ist Zeit, schlafen zu gehen, mein Kind«, sagte sie und wollte das Kind bei der Hand nehmen.

»Jetzt hast du auch schwarze Hände«, sagte das Kind. Die Frau erschrak und nahm ihren ausgestreckten Arm zurück. Dann zog sie die vergessenen Handschuhe aus und trat zum Fenster.

Sie hob das Kissen von der Fensterbank auf. Dabei kam die Kette ins Gleiten und fiel hinaus. Die Frau schaute ihr nicht nach. Sie schloß das Fenster und wandte sich wieder der Tür zu. Das Kind war nicht mehr im Zimmer.

II

In der Nacht ruhte die Straße schwarz. Aber wenn Wagen mit blendenden Scheinwerfern wie Kometen über die Fahrbahn jagten, glänzten die grauen Steine milchig auf.

Die Tür des Hauses öffnete sich, und die Frau trat vor das Portal. Sie zögerte, schritt dann auf den Vorgarten zu, schloß die schmale Gittertür auf, und unter den wechselnden Lichtern der Nacht tastete sie gebückt über das Gras. Als sie sich wieder aufrichtete, klirrte die gläserne Kette in ihrer Hand. Sie ließ sie in den Ärmel ihres Mantels gleiten. Die Gittertür schlug zu, und die Frau verschwand eilig hinter dem Portal.

III

Das Kind wartete auf die alte Frau mit dem Karren. Sie war schon seit vielen Tagen nicht mehr gekommen. Es begann zu regnen. Die Leute flüchteten von der Straße, nur die Wagen fuhren unentwegt vorbei. Das Kind wußte, daß es zweierlei Wagen gab: solche, die man schon von weitem hörte, die langsam herbeikamen und von Pferden gezogen wurden. Sie waren meist beladen mit buntem Gemüse oder Töpfen. Sie fuhren zum Markt. Es war kein solcher freundlicher Wagen auf der Straße zu sehen. Nur die anderen Wagen glitten vorbei, die nicht von Pferden gezogen wurden und in die man nicht hineinsehen konnte.

Sie sahen alle fast gleich aus und fuhren in einer dunklen Reihe, die kein Ende nahm. Das Kind wußte nicht, woher man mit so vielen Wagen kam, und wohin man mit so vielen Wagen fuhr. Es wandte sich vom Fenster ab, weil es gerufen worden war.

Geräuschlos setzte es sich an einen runden Tisch, der Frau gegenüber, die eine weiße Kanne in der Hand hielt und zwei Tassen mit Tee füllte. Die Frau und das Kind begannen zu trinken.

»Wo ist die alte Frau mit der Karre?« fragte das Kind.

»Sie ist gestorben«, antwortete die Frau.

Das Kind nahm seine Scheibe Brot vom Teller. Es führte sie aber nicht bis zum Munde.

»Man kommt nicht mehr, um etwas zu verkaufen, wenn man gestorben ist?« fragte es.

»Nein, mein Kind«, sagte die Frau.

Das Kind legte das Brot wieder auf den Teller und hob die Tasse hoch. Sie war schwer. Das Kind nahm die zweite Hand zu Hilfe. Es neigte sein Gesicht über die Tasse und sah seinen Mund und seine Augen auf dem Tee schwimmen. Der Mund und die Augen bewegten

sich, wenn es die Tasse nicht still hielt. Die Hände brannten am Porzellan. Das Kind beugte sich noch tiefer auf den heißen Spiegel.

»Warum weinst du, mein Kind?« fragte die Frau.

IV

Das Kind stieß einen Schrei aus und starrte aus dem Fenster. Die schwarze Frau kam die Straße entlang. Sie sah auf das Pflaster.

Neben ihr lief das andere Kind von der Gegenseite der Straße. Es hatte einen bunten Ball in den Händen, den es springen ließ. Dabei lief es dicht neben der Frau oder vor der Frau her. Die beiden kamen näher. Als sie fast vor dem Hause waren, verließ das Kind das Fenster und eilte zur Tür. Es lief ein paar Treppen hinunter, hielt an und beugte sich über das Geländer. Von unten kam langsam die Frau die Treppe herauf.

»Wo ist das andere Kind?« rief das Kind.

»Von welchem Kind sprichst du?« fragte die Frau.

»Du bist mit dem anderen Kind gekommen!«

Die Frau schüttelte den Kopf.

»Ich bin nicht mit einem anderen Kind gekommen«, sagte sie.

V

Eines Morgens kamen Arbeiter in die Straße. Sie hatten Äxte, Sägen und Seile bei sich und machten sich an einer der Ulmen zu schaffen. Es dauerte zwei Stunden, dann fiel die Ulme. Sie wurde sogleich weggebracht. Die Bewohner der Straße sahen auf ihre Ulmenallee. Sie gingen rasch, wenn sie an die Lücke kamen, sie sahen auf die andere Seite, wo alles noch vollkommen war. Es fehlte eine Ulme in der Straße.

Eine Woche später kamen die Arbeiter noch einmal. Es waren aber sehr viel mehr Arbeiter und sie hatten vielerlei Gerät, Stützen und Aufladekarren. Jemand in der Straße sagte, die Ulmen seien von einer Baumkrankheit befallen und müßten umgeschlagen werden. Die Bewohner sprachen nicht darüber.

Sie schwiegen und sahen in die Kronen ihrer Bäume, die voller schwärzlich grüner Blätter waren.

Die Arbeiter begannen, auf beiden Seiten der Straße Seile um die ersten Ulmen zu legen, sie setzten die Sägen an, errichteten Stützen, die Beile schlugen in das Holz, die Arbeiter riefen einander an, zogen an den Seilen. Nach zwei Stunden fiel etwas. Aber dann kam kein Aufschlag, sondern ein langes Splittern. Die Krone zerbrach. Die umgeschlagene Ulme wurde zerteilt und die Stücke auf einen Wagen geladen. Die Zweige der Krone schleiften über das Pflaster.

Ulme um Ulme fiel. Die Bewohner der Straße standen hinter den Fenstern und sahen zu. Nur die schwarze Frau zog die Vorhänge zusammen. Das Kind schob sie später wieder auseinander, aber nicht für lange Zeit.

Die Arbeiter kamen mehrere Tage hintereinander. Die Bewohner scheuten sich, die Straße zu betreten. Wenn es sich jedoch nicht vermeiden ließ, gingen sie rasch und hielten sich eng bei den Zäunen der Vorgärten. Ein jeder fürchtete, von den fallenden Ulmen erschlagen zu werden. Als die Arbeiter abzogen, stand keine Ulme mehr. Das Kind und das andere Kind standen am Fenster. Sie konnten einander sehen wie im Winter. Aber keines hob die Hand.

VI

Das Kind verließ zusammen mit der Frau ein Geschäft in der Straße. Es schloß die Tür hinter sich. Als es sich umwandte, stand das andere Kind vor ihm. Das Kind blieb stehen. Das andere Kind lächelte. Das Kind hob die Hände und faßte den weißen Kragen seines Mantels. Dann machte es ein paar eilige Schritte, um die Frau zu erreichen. Es faßte die Hand der Frau, und diese ging mit dem Kind über die Straße und beide verschwanden hinter der Tür des Hauses.

In der Wohnung lief das Kind zum Fenster. Das andere Kind stand noch drüben auf der Straße. Das Kind sah sich im Zimmer um. Es griff nach der blauen Glaskette, lief noch einmal zum Fenster und dann zur Tür der Wohnung. Es öffnete leise die Tür. Mit unregelmäßigen, flüchtigen Schritten lief es die Treppe hinunter. Es erreichte die Haustür, das Vorgartengitter und die Fahrbahn. Sie war voller Wagen, die schnell und mit wenig Geräusch vorbeiglitten. Einer hielt plötzlich an. Die grauen Räder machten ein häßliches Geräusch. Zwei Personen verließen hastig den Wagen. Die anderen Wagen fuhren weiter, nur

machten sie einen kleinen Bogen. Das Kind lag auf dem Pflaster. Es hatte die Arme auseinandergeworfen und den Kopf zur Seite gelegt.

Am Abend dieses Tages verließ die Frau das Haus. Sie trug den schwarzen Mantel, Hut und Handschuhe. Es sah aus, als wollte sie fortgehen. Sie ging aber nur bis an die Fahrbahn, bückte sich und hob eine blaue Glaskette auf, die am Bordstein gelegen hatte. Dann kehrte sie um und ging wieder in das Haus. Danach wurde sie nicht mehr auf der Straße gesehen. So, wie man die alte Frau mit der Karre, die Ulmen und das Kind nicht mehr sah.

CHRISTINE BUSTA · SCHNEE IM ADVENT

LEISER wird nichts verkündigt;
so reden Liebende nachts,
die fern voneinander schlafen,
und finden am Morgen die fremde
Erde wieder als Nest
voll von himmlischem Flaum.

WIELAND SCHMIED · DIE FISCHER

Wenn das Meer überschäumt vor Unruhe
kommt das Zeitalter der Fischer.

Aus den verregneten Dörfern fahren wir aus,
nehmen die grauen schützenden Kappen,
werfen das Netz aus,
orten den Grund:
wir ankern im Herzen eines Delphins.
Wir fischen nach Riffen.
Wir wollen Land gewinnen aus der Dämmerung
um den Raum zu erweitern
für die Augen der Schwertfische.

(Ein Blick wirft uns hinauf in den Himmel der Fischaugen.
Ein Augenblick schleudert uns zurück in das Bad aus Meerwasser
Zwischen Island und Adria
wollen wir die Pflanzungen bereiten
für die Geschlechter der Wale.
Aber was machen wir bei Nacht
wenn unsere Ohren das Meer nicht mehr aushalten?
Wenn es überschäumt in unserem Gehör

weil es die Nacht aus dem Gesicht gedrängt hat?

Dann kommt das Zeitalter der Fischer.
Dann stehen die Fische lautlos in der Flut.

In Salz und Phosphor schlagen wir die Stollen:
alle Fische der Welt tauchen in das Bergwerk der Tiefsee.
Wir müssen uns vorbereiten
auf die Sprache der Fische:
sie nicht übersetzen
sondern sie annehmen.
Wir knüpfen die Netze auf.
Wir finden in ihren Maschen
das Indien der Seefahrt.

(Wenn man bedenkt, wie viele unterwegs waren,
weiß man, was wir gefunden haben.)
Wir sehen den Delphin
auftauchen aus dem Gewässer der Schwermut.
Ein Schlag seiner Flosse wird unser Urteil sein.
Wenn wir heimkehren in die verregneten Dörfer
ist der Raum erweitert im Netz unseres Lebens.
Wir nehmen die grauen schützenden Kappen ab.
Wir warten auf das Gericht.

Die Fische stehen lautlos in der Flut
wenn das Meer überschäumt vor Unruhe.

GÜNTER GRASS · LILIEN AUS SCHLAF

Zwischen den Lilien aus Schlaf
Müht sich des Wachenden Schritt.
Wüßt er die Zahl nur
Das findige Wort
Könnt er der Wolke
Den Regen befehlen.
Trockenes Horn.

Lachenden Tieres trockenes Horn
Spießt du der Liebenden
Traurige Zettel.
O ihrer Tage schnelle Verträge.
Es ist ein Kommen und Gehen
Zwischen den Lilien aus Schlaf.

Es ist ein Lachen tief unterm Schnee.
Denn auf der Lichtung
Zwischen der Schlafenden
Wechselnder Lücke
Hastet der Sand.
O du der Erde alter Verdruß
Wenn sich der Tote bewegt.
Es war ein Tier und ein Stern
Die trauernd so sprachen.
Es war ein Schlitten überm Kristall
Schön und mit Schwermut bespannt.
Es ist ein Lachen tief unterm Schnee.

Der Venus Blut käuflich in grauen Tabletten.
Magernde Sterne
Jagen die Dichter.
O diese Rufe im Schnee
Ringe aus Gold und Geschrei
Punkt
In der Landschaft aus Horn.
Es ist ein Kind darüber erwacht
Es sah durch die Nähte der Nacht
Atemlos eilig
Die Zeit.
Der Venus Blut käuflich in grauen Tabletten.

AUS fetten schwarzen Wolkenwüsten, die über der letzten Szene aufgezogen waren, schob sich grell weiß, an den Rändern zerfranst, das Wort: Fin; es war ein französischer Film gewesen. h tastete mich am Arm meiner Frau ins Freie, senkte den Kopf weit ıch vorn, denn mich blendete der strahlende Sonntag-Vormittag; ıch wollte ich nicht sehen lassen, daß mir in den Augen noch das ränenwasser stand. Ich bückte mich, nestelte am Schuh, keuchte angerengt und tat, als bemerkte ich nicht, daß meine Frau ungeduldig an ir zerrte.

Inga gehört seit ihrer frühen Jugend zu den Matineebesuchern, ihre ugen, die Augen jedes Matineehasen bestehen den Wechsel vom ınoraum ins Sonnenlicht ohne Zwinkern; eine Routine, die ich mir all den unzähligen Matineen, zu denen ich Inga in den vier Jahren ıserer Ehe begleiten mußte, nicht anzueignen vermochte.

Der echte Matineebesucher tritt erhobenen Hauptes, mit schräg ıch oben gestellter Stirn, und Urteile formulierend, rasch und sorgs ans Tageslicht. Da er, darüber hinaus, etwas vom Film versteht, ɔmmt er nicht in die Gefahr, weinen zu müssen. Daß ich so gar kein alent zum Matineebesucher zeigte, war all die Jahre hindurch ein Anß zu Zerwürfnissen zwischen Inga und mir gewesen. Einen Mann zu ıben, der immer noch das Gesicht zu Grimassen verzog und wie ein ıugling zwinkerte, wenn er aus dem Kino trat, der hastig die sich ımer wieder erneuernden Tränen aus dem Gesicht wischte und so ıt wie kein Wort zur Diskussion beitrug, die noch unter der Kinor aufbrandete, einen solchen Mann zu haben, war für Inga den anɛren Matineefreunden gegenüber peinlich genug. Auch an dem Sonng unserer letzten gemeinsamen Matinee hatte sich Inga sofort wieder it einem Maler in eine Debatte verstrickt. Der Maler, ein passionierr Matineebesucher auch er, trug an diesem Tag einen blaugefärbten ımmpelz, der wie eine weite Bluse um seinen schmalen Körper hlenkerte und ihn bedeckte bis zu den Schenkeln hinab. Die Beine ıken in engen gelben Tuchschläuchen. Sein Gesicht war gesäumt ɔn einem roten Backenbart, der aufgehängt wirkte und in so unücklichem Gegensatz zu den jugendlichen Zügen des Malers stand,

daß man meinen konnte, der Maler selbst sei ein unglücklicher u
darum ein besonders wertvoller Mensch.

Da ich ihm und seinesgleichen immer mit wortloser Verehrung
begegnen pflegte, stellte ich mich auch jetzt stumm und ergeben h
ter die linke Schulter meiner Frau. Mein Gesicht spielte Zuhörer. W
lange würde es heute wieder dauern? Bis sechs Uhr abends oder
sieben? Es hatte Sonntage gegeben, da waren wir gegen Mitterna
heimgekommen. Das hing ganz vom Film ab, der zu behandeln w
Ringsum hatten sich auch heute Dutzende von kleineren und gr
ßeren Diskussionszirkeln gebildet. Inge und dem Maler hatten si
noch zwei Mädchen und ein junger Herr zugesellt. So dicht und gl
waren die Haare der beiden Mädchen und so weit über die Stirne her
gekämmt, daß man von den Augen nichts mehr sah; wollten die Mä
chen sehen, mit wem sie sprachen, so gingen sie unwillkürlich
bißchen in die Knie, machten sich kleiner, als könnten sie so bes
durchsehen unter der pechschwarzen Haarblende. Der junge, n
bartlose Herr, den sie zwischen sich gestellt hatten, bedeckte, wenn
seine Sätze formulierte, die Augen mit der flachen Hand und nahm
erst weg, wenn er zu Ende gesprochen hatte und nun die Reaktion
der Umstehenden beobachtete; dazu führte er die Hand von den A
gen zum Kinn und stützte dieses solange in die gespannte Gabel v
Daumen und Zeigefinger bis seine Diskussionspartner ihm geantwo
tet hatten; setzte er zum nächsten Satz an, schwebte die Hand wied
nach oben, um die Augen des sich nun ganz auf sich selbst Konze
trierenden aufs neue zu bedecken. Obwohl ich diesen jungen Ma
für ein unerschöpfliches Gefäß von Argumenten gehalten hatte, wun
die Diskussion heute schon nach wenigen Stunden ausgeblas
Warum, kann ich nicht sagen; ich hatte ja nicht zugehört. Ich spü
bloß, daß mich Inga ärgerlich am Arm ergriff und durch alle Zir
hindurch hinaus auf die Straße steuerte. Den Heimweg pflasterte si
wie immer – mit Vorwürfen über meine Art, Diskussionen zu b
stehen.

Als wir die Sandsteinstufen zu unserer Parterrewohnung hina
stiegen, bat ich sie, die Tadelpredigt doch so lange auszusetzen bis w
das Innere unserer Wohnung erreicht hätten. Sie verstummte. D
Haustüre war nur angelehnt. Um so besser. Einen Schritt über den w
zigen Vorplatz bis zur Wohnungstür, ich löste schon den Schlüs

s dem klirrenden Bund, da war mir – aber das mußte eine Täu-
hung sein – als hörte ich was aus unserer – eine Täuschung, ganz
stimmt – aus unserer Wohnung? Sicher nicht. Sicher waren's die
inder der Facharbeiterfamilien in den oberen Etagen. Wie käme
ch am hellen Sonntag jemand in unsere Wohnung! Schnell Inga an-
schaut: die brütete finster, hatte also nichts gehört. Da ist ja auch
r nichts zu hören, das wird sich gleich zeigen, und ich führte den
htigen Schlüssel mit spitzer Daumen-Zeigefingerhaltung bis zum
hlüsselloch, half nach mit der Linken, da hörte ich was, und wie
utlich! Männergelache war's und Gequiekse von Frauen. Das waren
cht die Bauklötzchenwerfer, die kindlichen Polterer der oberen
inge! Inga? Jetzt stand auch sie anders: vom Hörenmüssen ganz
rr, vorsichtig mit Bewegungen, als wäre sie selbst aus hauchdünnem
as. Mir war der Atem sofort stehen geblieben; aus der Mitte des
örpers kritzelte es noch siedigheiß bis in alle Gliederenden, dann hörte
auf, ich spürte mich nicht mehr. Um nicht zu ersticken, stieß ich die
ir' auf. Flur gibt's nicht bei uns. Die erste Tür geht gleich ins Wohn-
nmer, und in dem lagen, saßen drei, vier, fünf sechs Männer, mehr
ch, ich zählte sie nicht, und wie viele Frauen? Die bewachten die
öpfe, die sie auf kleine, zweifellos selbst mitgebrachte elektrische
ocher gestellt hatten – oder waren es Spirituskocher? denn so viele An-
lüsse als hier Kocher aufgestellt waren, gab es gar nicht in unserer
ohnung! Inga drängte sich mir unter die Achsel. Jede Pore, die sie
stieß, war starr und tat weh. Wir standen immer noch in der schul-
breit geöffneten Tür und wurden nicht beachtet. Wenn einmal in
r normalen Wendung des Kopfes ein Augenpaar auf uns traf, blieb
stehen auf uns. Einen Atemzug lang. Dann drehte es sich gleichmü-
weiter. Seinen Zielen zu. Wir aber trieben unsere Augen ganz aus
n Höhlen, konnten und konnten uns einfach nicht sattsehen an die-
n Wohnungsräubern. So sehr wir auch schauten, alle ihre Bewe-
ngen mit Nase, Mund und Augen nachfuhren, wie ein Hund das
ischstück verfolgt in der auf– und niederspielenden Hand seines
rrn, sie richteten kein Wort an uns und fuhren in ihren Beschäfti-
ngen und Scherzen fort, als seien sie es durchaus und von jeher ge-
hnt, so angestarrt zu werden. Nie hatte ich so unbefangene Lebe-
sen gesehen wie diese Schar, die sich allzu freimütig bei uns einquar-
rt hatte, während wir durch unseren Matineebesuch wieder einmal

den guten Film unterstützt hatten. Hilflos und fast wütend buchs
bierte ich nocheinmal die Handlung des Films, den ich hatte anscha
müssen: ein Bildhauer, krank, genial, hungrig. Er kann nichts m
arbeiten und geht dazu über, Menschen, die Nachts an der Seine s
zieren gehen, in die Seine hinabzustoßen. Stößt einmal einen M
ins Wasser, der ein Mädchen begleitet. Das Mädchen versteht
Bildhauer. Der Bildhauer sieht sich verstanden. Da erwacht er
verzweifelt jetzt wirklich und geht zum Beweis dessen freiwillig in
Seine. Am Ende geht jenes Mädchen allein spazieren. Wieder an
Seine.

Und in der Zwischenzeit hatte man unsere Wohnung besetzt. W
ren wir nicht in die Matinee gegangen, folgerte ich, wären wir n
unangefochtene Herren unserer Wohnung. Die Bewohner der obe
Stockwerke hatten ihre Wohnungen ja auch noch. Inga verach
diese Bewohner zwar, weil sie zum stumpfen Abendpublikum zähl
zu den Konsumenten abendlicher Kitschdarbietungen, aber – das
durch keine Spitzfindigkeit aus der Welt zu schaffen – sie waren n
Herren ihrer Wohnungen. Ich hing den Geräuschen nach, die j
von oben herunterdrangen; kräftige Frauenarme stießen dort T
und Kacheln in große Spülgelten. Eisen und Blech klapperten, drö
ten unter Wasser zusammen. In einem zweiten Arbeitsgang folg
Teller aus Glas und Porzellan, schriller stießen sie gegeneinander,
auch sie ganz unter Wasser waren, das das Geräusch glucksend
Dunkle brach.

Wie sehr hatte uns der Verlauf dieses einzigen Vormittags von
sen Geräuschen getrennt. Ich hörte ihnen nach, als wären es in Gesä
gefaßte eigene Kindheitserinnerungen. Und wie diese, schienen sie
unwiederbringlich vergangen zu sein. Ich streckte eine Hand aus,
bißchen nach oben, sie trudelte kraftlos wieder herab.

Inga und ich standen immer noch in der kaum geöffneten Tür;
einandergedrängt wie Frierende unter einer zu schmalen Decke. Ha
Kleider, Stiefel, seltsame Töpfe auf winzigen Kochern und eine q
und hell hin und herschwirrende Sprache, Glasglockengebell! Ko
ten wir dies ewig wie ein Theater betrachten? Genau besehen war
Rothäute. Blauschwarze Haare hatten sie sich fettig und glatt um
Gesichter gepappt, exakte Ovale freilassend. Richtige Kinderbu
indianer. All zu wirklich gewordene.

Inga zupfte mich nach rückwärts bis vor die Haustür hinaus und
l mir dann laut aufweinend an die Schulter. Im ersten, zweiten und
itten Stock gingen Fenster auf. In der Nachbarschaft auch. Aus allen
nstern hingen halslang die Mieter und beobachteten uns mit übertrie-
ner Sorgfalt, als müßten sie nachher über jede unserer Bewegungen
nen Schulaufsatz schreiben. Wahrscheinlich hatten sie alle mit ange-
hen, wie unsere Wohnung von jenen ungenierten Fremdlingen
setzt worden war.

Als ich mich dann mit Inga entfernte, erhob sich ringsum klappern-
r Beifall. Das taten sie nur, um sich bei den Fremden lieb Kind zu
achen. Das würde ihnen, dachte ich, nicht viel helfen. Die Fremden
aren allem Anschein nach ein kinderreicher Stamm, die brauchten
ch mehr Wohnungen. Wo aber hin jetzt mit uns? Zum Wohnungs-
nt? Es war aber Sonntag. Der Dezernent für das Wohnungswesen
nte wahrscheinlich in diesem Augenblick zwischen seinen vielen Kin-
rn in einer Waldschneise herum, in die kein Telephon hinabreichte.

Ich stolperte vorwärts. Ziellos. Inga weinte noch. Ich zerrte sie hin-
mir her. Auf einem großen Platz baumelte einer auf uns zu, ein
atineefreund, ich sah's sofort. Er freute sich, Inga auch. Sie trock-
te ihr Gesicht mit Lächeln. Da trafen wir wieder einen und noch und
ch und noch einen, wuchsen zu einem Haufen, und immer noch
ustrom, Zustrom bis wir wieder der in Dutzende von Zirkeln auf-
teilte Klumpen vom Vormittag waren. Viele umarmten sich. Man
be sich eben doch zu früh getrennt heute morgen. Ja und die Woh-
ng, seltsam nicht war, die habe man von fremden Leuten besetzt
unden. Ja, ja, das gibt's. Die Realität macht Seitensprünge, also
m Thema von heute Vormittag...

So redeten sie. In ein paar Nebensätzen wurde rasch eingeflochten,
ß Fremdvolk eingedrungen sei: grünhäutige Muskelmenschen bei
m, eine Art Husaren mit Affengesichtern bei den anderen, oder auch
ubenfliegen, größer als ausgewachsene Hühner, waren ernst um
en Tisch gesessen, hatten die Rüssel in eine Schüssel gesenkt, aus der
laut schmatzend Zuckersuppe schlürften. Der bartlose junge Herr
t den zwei mühsam schauenden Mädchen erzählte, daß bei ihm eine
har blaubärtiger Gouvernanten eingebrochen sei, die sich gegen-
ig bis auf die unbeschreibliche Unterwäsche zerzaust hätten. Er er-
lte dies, ohne die Hand über die Augen zu halten, aber mit vor

Hochmut klirrender Stimme. Inga fühlte sich jetzt so gut aufgehobe
daß sie es wagte, in ähnlicher Tonart von unseren eigenen Erlebniss
zu sprechen. Als wir noch alleine gewesen waren, hatte ich versuc
sie zu beruhigen; da war sie in einen Weinkrampf verfallen und ha
mich angeschrien, sie habe längst erkannt, daß ich nicht zum G
sprächspartner tauge für sie, jetzt aber müsse sie erleben, daß ich nic
einmal imstande sei, ihr eine Heimstatt zu sichern. Ich war froh,
nun im frischen Wind der Rede und Gegenrede so aufleben zu seh
Das nahm mir die Sorge für sie im Augenblick ab. Was getan werd
mußte, konnte ich allein besser tun. Keineswegs wollte ich für d
Rest meines Lebens in diesem Klumpen diskutierender Zirkel dum
die Straßen schwimmen. Ich drängte mich nach vorne. Dem nächst
Schutzmann, den ich sah, winkte ich, ging auf ihn zu, er aber w
mir aus, sah sich selbst hilfesuchend um, und rannte, als ich
sprechen begann, kopflos davon.

Später versuchte ich es noch einmal mit einem anderen Polizist
Der schien schon von unserem Zug gehört zu haben, wahrscheinl
hatte er sogar schon Weisungen erhalten, wie er uns zu behand
habe, er ließ mich nämlich gar nicht an sich herankommen, sond
deutete schon von fern heftig, fast verzweifelt in eine neue Mars
richtung und schrie dabei in einem fort: »Es ist für alles gesorgt. Es
für alles gesorgt.«

Ich lenkte den Zug in die angegebene Richtung. Den anderen v
das gleichgültig. Wieder und wieder stießen wir auf Polizisten,
uns den Weg wiesen. Alle vermieden es, in unsere Nähe zu komm
Sie behandelten uns, wie eine Herde fremder Tiere, von denen m
nicht weiß, wie gefährlich sie sind.

Dann säumten auch Passanten unsere Straßen.

Wer gerade zum sonntäglichen Spaziergang angesetzt hatte, ei
Freund besuchen oder auf den Fußballplatz gehen wollte, der zöge
wenn er uns sah, verließ seinen Weg, um zu sehen, was es mit dies
Haufen aufeinander einredender Menschen für eine Bewandtnis ha
Die Leute steckten die Köpfe zusammen, stellten Fragen, und
schienen doch auch schon einige zu sein, die gewisse Antworten ü
uns zu geben vermochten; die bildeten denn auch sofort die Mit
punkte der Neugierigen und wurden von vielen Seiten mit Fra
bedrängt. Welcher Art die Antworten waren, die über uns er

vurden, konnte ich leider nicht hören. Wahrscheinlich erfand jeder er Auskunftgeber eine andere Reihe von Gründen für unseren seltamen Aufmarsch. Es ist ja fast ein alltägliches Ereignis heute, daß sich Menschen zusammenscharen, auf die Straße gehen, um für oder gegen twas zu demonstrieren. Sicher hielt man uns für eine politische Partei der, was noch leichter zu vermuten war, für eine Sekte; mußte es doch jedem auffallen, daß Kleidung und Haartracht aller Matineebeucher in einem einzigen Stil gehalten waren. Ja sogar der Körperbau nd die Art sich zu bewegen, den Kopf schräg oder gerade zu halten, ie Hände in Rede und Gegenrede von sich zu werfen, sie beschwöend erstarren zu lassen oder verächtlich zu schütteln, das wies alles ine auffallende Gemeinsamkeit auf. In Kleidung und Haartracht war iese schon so deutlich, daß selbst der unvoreingenommene Passant uf den Gedanken kommen konnte, es handle sich hier um eine Art Uniform. Wenn auch nicht zwei von allen völlig gleich gekleidet varen, der Abstand zur allgemein üblichen Kleidung war doch bei edem gleich groß. Der trug rotgefärbtes Sackleinen als weitüberängende Bluse, der andere hatte sich eine Hose daraus gemacht; elbst gemacht, so sahen überhaupt alle diese Kostüme aus, wie auch um Beispiel die Frisuren der männlichen Matineebesucher durchweg errieten, daß sich jeder zu Hause hingesetzt, in die Linke einen Handpiegel genommen hatte und mit der freibleibenden Rechten begonen hatte, die Haare bis auf einen winzigen in sich nicht mehr gestufen Rest abzuschneiden. Ich selbst war in dieser Hinsicht immer in Halbheiten stecken geblieben. Ich hatte es nie gewagt, mich so zuzuichten und auszustaffieren wie die anderen Matineebesucher. Das nochte damit zusammenhängen, daß ich als Kassenbuchhalter während der Woche auf ein gesundes Aussehen wert legen mußte.

Allmählich machte es nun den Eindruck, als hätten wir irgendetwas erbrochen und würden abgeführt. Immer mehr Polizisten tauchten or uns auf, winkten uns, arbeiteten mit ihren im Zeigen geübten Händen in der Luft herum, übertrieben aber ihre Bewegungen so, als ielten sie uns wirklich für eine Herde farbiger Tiere, die die einfachen ingerzeige eines Schutzmanns nicht verstehen. Es war jetzt auch nicht nehr zu übersehen, daß irgend jemand einen Befehl gegeben hatte, vie man mit uns zu verfahren und wo man uns hinzulenken habe. Im entralen Büro für die öffentliche Ordnung beugten sich wahrschein-

lich aufgeregte Herren über einen hellerleuchteten Stadtplan, um fü
uns einen Weg zu suchen. Wir wurden Richtung Oststadt getrieben
und dort, es war nicht mehr zu verkennen, dort zu den Bahnhofsan
lagen, an den Geleisen entlang, immer weiter hinaus, bis zum Güter
bahnhof.

Inzwischen war unsere Schar völlig von Polizisten umgeben wor
den, die sanft aber unabweisbar zu drängen begannen: zuerst auf ein
riesige Verladerampe hinauf, dann hinein durch ein schwarz-klaffen
des Tor in eine domhohe Güterhalle. Es stank nach Fisch und auf den
Boden glänzten und schwabbelten dickflüssige Lachen. Ich war a
einer der ersten in die Halle gedrängt worden. Um mich herum wurd
weiterdiskutiert. Mir wurde übel vor Dunkelheit und schlechter Luf
Ich arbeitete mich zurück, das heißt, ich blieb stehen und ließ alle an
deren an mir vorbeipassieren. Da kam Inga. Sie diskutierte mit de
zwei glatthaarigen Mädchen. Ich nahm ihre Hand, wollte sie mit hinau
ins Freie ziehen, sie aber entwand sich mir, ohne mich angesehen z
haben, sie mußte gerade einen Einwand niederreden, der ihr Ärger
falten in die Stirn gegraben hatte. Da kamen schon die Polizisten, d
Tor zu schließen. Ich rief noch einmal: »Inga!« griff ein letztes M
nach ihr, wieder vergeblich, duckte mich dann und schlüpfte raso
unter den Armen der Polizisten hindurch. Ich kam hinaus. Die Flüge
des Tors wurden zugeschoben, rollten einander entgegen, trafen sich
es klinkte metallisch: geschlossen. Von innen hörte man noch Summe
und Brodeln. Kein Schrei erhob sich. Nicht einmal Licht wurde ver
langt.

Ich aber war, sobald ich im Freien war, von vielen Polizistenhände
gepackt worden. Ein Verhör begann. Ich bewies schon durch mei
Äußeres, daß ich gar nicht zu jener Schar von kläglich Eingesperrte
gehören konnte. Man sah mich an, glaubte mir, und ließ mich laufen

In großer Ungewißheit verbrachte ich die nächsten Tage. Dann be
gann ich mich umzusehen. Zuerst strich ich an unserer Wohnung vor
bei, dann auch an den Wohnungen der anderen Matineebesuche
Bevor ich etwas unternehmen konnte, mußte ich wissen, wer die
Eindringlinge waren und mit welchen Rechten man sie ausgestatte
hatte.

Anfangs habe ich ja diese Beschlagnahme für eine Aktion irgend
einer Besatzungsmacht gehalten, ausgeführt in geheimem Einverstän

his mit unseren eigenen Behörden. Eine Zeitlang hatte ich dann geglaubt, es handle sich um besonders sorglose Zirkusleute, kindhafte Artistengemüter, die nach ihrem Gastspiel die Stadt, also auch die Wohnungen wieder verlassen würden.

Jetzt, nach vielen Nachforschungen, die allerdings so vorsichtig und ohne alle Unterstützung von mir allein betrieben werden mußten, daß sich das Nachforschen fast immer auf ein behutsames Spähen beschränkte, jetzt weiß ich nur, daß wir jenen Eindringlingen kaum Vorwürfe machen dürfen.

Wenn ich an sie denke, sehe ich das aufleuchtende Gesicht eines Ornithologen vor mir, der in einem Schwarm dalmatinischer Störche die Polarmöve entdeckt. Er kennt die Gesetze der Migrationen seiner Vögel so gut, ist ihren Schicksalen mit solchem Eifer zugewandt, daß er auch die Ausnahmen mit Liebe erwartet. Er telephoniert noch mit dem Freund in der metereologischen Anstalt und erfährt, daß von Franz-Josef-Land bis Novaya Semlya Kaltluft eingebrochen ist, ganz ungewöhnlich für diese Jahreszeit, einhergehend mit einer Veränderung der Luftdruckverhältnisse, die den Orientierungssinn der Vögel irritiert; und diesen Umstand noch bedacht und jene Möglichkeit einbezogen und schon ist der Flüchtling aus der Zirkumpolarregion zwischen den dalmatinischen Störchen zu einer recht verständlichen Erscheinung geworden. Wüßten wir genug von den Menschen, die außerhalb unserer Wohnungen leben, würden wir den Rothäuten, den grünhäutigen Muskelmenschen, den Husaren mit den Affengesichtern, den blaubärtigen Gouvernanten, ja sogar den begleitenden Wesen wie Riesenstubenfliegen und aufrechtstehenden Hunden, ihnen allen würden wir die Gliedmaßen herzlich schütteln, wie Freunden, die sich mit Brief und Telephon angemeldet haben. Wir aber wissen nichts, also müssen wir vor ihnen bis zur Atemlosigkeit erschrecken wie vor Feinden, oder wir spotten über sie, sagen, sie seien vom Zirkus hergekommen, von der Opernszene, oder gar von einem Seitensprung der Realität (als wäre Realität das, was wir dafür halten)!

Vielleicht sind sie aus ganz entfernten Landschaften gekommen, vielleicht aus dem Industrieviertel unserer Stadt! Daß sie uns fremd scheinen, heißt nur, daß wir sie nie zuvor angeschaut haben. Dazu mußten sie Eindringlinge werden. Warum aber hatte man diese Flüchtlinge, flüchtig aus Übermut oder Not, warum hatte man sie angewie-

sen, ausgerechnet die Wohnungen der Matineebesucher zu besetze
Dieser Frage, für mich war sie wichtiger als alle anderen Fräge
wandte ich meine größte Aufmerksamkeit zu und ich fand eine An
wort: die Woche über waren die Beamten selbst zur Stelle, konnt
allen Bedürftigen raten und helfen. Wollten sie aber einen ungestö
ten Sonntag haben; so mußten für alle Fälle Quartiere vorbereit
werden; deshalb die Einweisung in die Wohnungen derer, die a
Sonntag – wie man wußte – sowieso nicht zu Hause sind, der Ma
neebesucher also! Am Montag würde man weitersehen. Heutzuta
kann die Verwaltung nun einmal nicht anders als von der Hand in d
Mund leben.

Und doch mögen die Wohnraum-Verwalter dem Montag m
einiger Beklemmung entgegengesehen haben. Wie sollte es weite
gehen? Welcher Improvisationen bedurfte es, um die sonntagliche In
provisation wieder gut zu machen?

Der Montag kam. Noch rührte sich nichts. Auch ich war erstaun
weder in den Zeitungen noch von Mund zu Mund etwas über dies
doch recht öffentliche Ereignis zu erfahren. Hatte man aus dem No
quartier in der Güterhalle ein Gefängnis gemacht? Hielt man die Ei
gesperrten mit Gewalt zurück, weil man für sie keinen Wohnrau
mehr hatte? Oder lag etwas ganz anderes, Schlimmeres gegen sie vo
Ich unterließ es vorerst, mich bei den Behörden zu erkundigen. I
wartete. Wartete von Tag zu Tag. War das möglich? Mußte nic
plötzlich ein Schrei aufbrechen und jene Halle zum Mittelpunkt o
öffentlichen Empörung machen? Da war doch Gewalt im Spiel. Je
waren schon Wochen und Monate vergangen und keiner der Matine
besucher war zurückgekehrt. Ich begann Erkundigungen einzuziehe
strich auf dem Gelände des Güterbahnhofs herum, bestach Beamte u
horchte an den Bretterritzen der Güterhalle. So trieb ich es ruhel
zehn, vierzehn Tage, dann hatte ich soviel erfahren, daß ich alle B
mühungen für immer einstellte. Die Matineebesucher hatten sich n
keinem Wort zu der neuen Umgebung geäußert, sie hatten sich wed
beklagt noch beschwert. Selbst die Beamten hatten sich gewunde
Dann hatten sie die Eingesperrten zu kleineren Verladearbeiten ei
geteilt, und zwar so, daß die einzelnen Diskussionsgruppen nicht z
sprengt wurden. Der Erfolg war ermutigend. Seitdem arbeiten d
Matineefreunde auf dem Güterbahnhof und freuen sich ihrer Deb

ergemeinschaft. Einen einzigen Wunsch haben sie geäußert: am onntagvormittag wollen sie Filme sehen. Gute Filme! Die Wohungsbeamten, die über diese Entwicklung der Dinge außer sich waren or Freude, haben dafür gesorgt, daß der Veranstalter der früheren Matineen sein Programm in der Güterhalle weiterführen kann.

Ich aber habe alle Hoffnung aufgegeben, meine Frau je wieder zu ehen. Mich tröstet allein der Gedanke, daß sie bei mir geradezu nglücklich und elend gedarbt hätte, verglichen mit jenem Glück, das r im Kreis der Matineefreunde so dauerhaft beschieden ist. Ich gönne ihr, daß sie bei denen bleiben kann, die jetzt in der dämmrigen Halle ben, den Fischgestank nicht achtend, der unabänderlich hier herrscht, e mit ihren Sandalen in den vom Schimmel befallenen Lachen hlammiger Flüssigkeit stehen und über den Bildhauer diskutieren, er krank, genial und hungrig, so lange Menschen in die Seine stieß, s ihn das Mädchen weckte, daß er verzweifelte und selbst in die Seine ng, das Mädchen zurückließ, so allein, daß ihr nichts anderes übrig lieb als wieder spazieren zu gehen, des Nachts, allein, an der Seine! as ist ein Film! Das ist ihr Thema, das sie lieben wie ihre besondere aartracht und ihr sehr persönliches Gewand. Matineebesucher sind e und bleiben sie, auch in der Güterhalle: Vögel, die ohne Flügel zur elt gekommen sind, Apostel, die keinen Christus gefunden haben. h kann das nicht ändern.

FELIX HARTLAUB · AUS DEM NACHLASS
BERLINER TAGEBUCHBLÄTTER 1935/36

Schluß

ZWEI Speisesäle, links und rechts vom Eingang. Rechts fress
einzeln oder zu zweien, dreien an kleinen Tischen sitzend,
Frei- und Zivilstudenten. Beständiges Kommen und Geh
Stühlerücken, lautes Schwatzen, Radiomusik. Viele lesen beim Ess
rauschende Zeitungsblätter, einzelne Gruppen sitzen nach dem A
decken noch lange plaudernd beisammen. Mädchen mit mehre
Kavalieren an einem Tisch, einsam äugende Neulinge und Anfäng
Im gegenüberliegenden Saale sind lange rechteckige Tische in U-fo
refektoriumsartig aneinandergeschoben. An der Rückwand des Saa
hängt eine große Hakenkreuzfahne herab, sonst keinerlei War
schmuck. Dort essen die Angehörigen des Studentenbundes geme
sam. Fast alle in Uniform: Stiefelhose, Braunhemd, Ziviljacke – Zivi
anzug mit Braunhemd – Dienstanzug einer Formation – Bercht
gadener Jacken. Wenig Gespräch, ehernes Messergeklirr, einze
Lachsalven den Tisch entlangwandernd, hier und da Fausthiebe
die Tischplatte. Gemeinsames Aufstehen, bei Beginn manchmal
Spruch: »Esse ein jeder was er kann – ran!« Wüste Teller- und
schirrmassen nach dem Aufbruch, dichte Tabakswolken.

Auf dem Vorplatz zwischen den beiden Sälen vermischen sich be
Menschensorten; drei stiefelknarrende braune Ordensritter gehen
der duftenden Kielfurche einer Pelzmantelstudentin alten Stils. A
von den üppigen Wandspiegeln verdoppelt.

Die politischen Studenten: Junge Idealisten oder junge Semes
die durch irgendeinen Automatismus in den Studentenbund hine
geraten sind, alte Freibeuter. Letztere meistens in Führerstellung
alte Semester, oft ewige Studenten, die einen abenteuerlichen und
unterbrochenen Studienverlauf hinter sich haben, Werkstudent
manchmal proletarischer oder bäuerlicher Herkunft, Außensei
brutale Gewalt- oder pfiffige Intriganten- und Demagogennatur
Sie fühlen sich schon als künftige Führer und Minister, würdigen
amorphe Gros der Zivilisten, ihrer künftigen Untergebenen, kei
Blickes. Sie sitzen im Café des Hauses in einer Ecke beisammen, hal

el zu tuscheln und dröhnend zu belachen, sind auch jetzt noch in erschwörer- und Oppositionsstimmung. Viele Intrigen unter ihnen n Gang; manche werden übergangen, ausgeschlossen; beständiger Vechsel der Gesichter, Aufstieg und Fall. Wilde Landsknechttypen, t schon in den Dreißigern, miekrige Brillenschlangen. Alles rassisch chst vieldeutig, bedeutende bis kriminelle Züge. Dazwischen, ond, still, offenen Ohres, viel normaler und genormter, die Auf-ckenden, Jungen, Anwärter, erst nach dem Umsturz erfaßt, oft er die Leiche irgendeines gestrauchelten alten Kämpfers plötzlich in ne Führerstellung einspringend. Wenig Berliner, viel Provinz und ialekt, bayrisch, burschikoses, humoriges Benehmen, feldlagerhaft, Witze, Skat, dazwischen Funktionärsroutine, Schleichen, Schweigen, obachten, plötzliche Unsicherheit, wenn sich ein tadel- und ahnungs-ser Zufallsgast höflich an ihren Tisch setzt.

Mit ihnen sieht man viel Ausländer, zwei Arten:

Ausländer, die in Berlin studieren müssen, von den studentischen ehörden und Machthabern abhängig sind, von Deutschland unter-ützt werden, deutsche Stipendien genießen, deutsche Examina ab-gen wollen. Vor allem russische Emigranten, jetzt mit starkem N.S.-orzeichen, »Nazikosaken«. Einer hat oben im Schreibzimmer einen cht mit Büchern und Papieren bedeckten Arbeitstisch stehen, be-ndet sich aber dauernd im Café. Alles große Schachspieler, wenn ein Spiel für sie frei ist, beraten sie, mehr oder weniger erwünscht, dere. Eine kleine pummelige Medizinerin, immer sehr elegant und ffällig angezogen; sie setzt sich unbefangen-damenhaft zu allen öglichen bekannten und unbekannten Gesellen an den Tisch, um it heller harter Stimme radebrechend etwas zu fragen, um Feuer bitten etc. Den Gesichtern der deutschen Studenten ist nicht an-sehen, ob sie davon erbaut oder befremdet sind, Schüchternheit d abweisendes Phlegma gehen ineinander über. Sie hat ein etwas zu lles Gesicht, strohblonde Haare, stets irgendein keckes schiefes Hüt-en auf, Halbschleier, den ihre Stubsnase hochhebt. – Dann die öster-chischen Flüchtlinge. Einerseits sind es Freiheitskämpfer, die oft em größeren Zuhörerkreis dramatisch vom Juliputsch, vom Volks-ieg in Steiermark, von den jugoslawischen Konzentrationslagern c. erzählen – andrerseits armselige Flüchtlinge, die keinerlei eigenes eld haben, sich unter den Berlinern, an der deutschen Universität

todunglücklich fühlen. Bald finden sie auch keine Zuhörer mehr, ma
hat keine Zeit, die büro- und mikrophongewaltigen deutschen Brüd
haben kein Interesse an den Waffentaten der Gebirgler. In billige
Regen- oder abgetragenen Uniformmänteln, mit wolligen Schnur
bärten und zigeunerhaften Koteletten, klein, gedrungen stehen sie
der Tür und gähnen in den kalten Regennachmittag. Wehmütige Fil
hüte. Sie werfen die Stummel der letzten Zigaretten in eine groß
Pfütze. »Wos moachst'n jetzt?« »Ich geh schloafn.«

Auf der anderen Seite die nur kurzfristig in Berlin studierend
Ausländer oder solche, die Stipendien ihres Heimatlandes genieße
oder gar irgendeine offizielle Mission – Studium des neuen Deutsc
land und seiner studentischen Organisationen – erfüllen. Jüdisch
Faschisten aller Balkanstaaten, Türken, Polen, Skandinavier; selte
Vertreter westlicher Nationen. Auch die Japaner fehlen, sie haben ih
eigenen Lokale und Zusammenkunftsstätten. Diesen Gästen, die me
ausgesprochen un-arisch aussehen (»Pola Negri ist Polin, also Arierin
sind meistens junge N.S.-Studenten attachiert, doppelt so groß un
breit, die ihnen in eherner, durch keinerlei Sprachkenntnis getrübt
Nibelungentreue anhängen. Da sieht man sonderbare Paare an d
kleinen Tischen des Erfrischungsraumes beisammen. Der Ausländ
im Vollgefühl seiner Devisen und seines ausländischen Passes, m
scharfen Äuglein um sich lugend, doch etwas eingeschüchtert vo
den mächtig gestiefelten, den ganzen Tisch umfassenden Beinen d
Partners, sich in einem kleinen Taschenlexikon eine Abschiedsphra
zusammenblätternd. Ein großer stattlicher Türke, elegant, mit zart
scheuen Bewegungen seiner langen Arme. Starr lächelnd, blan
Zähne entblößend, erträgt er die teils burschikos-formlosen, te
strengen Begrüßungen, Bekanntmachungszeremonien seiner deu
schen Begleiter. Ein etwas aufgelöst redseliges Mädchen kommt
den Tisch, mit lautem Hallo begrüßt, in das sie lauter einstimmt. M
springt um sie herum, hilft ihr aus dem Mantel, sie muß noch etw
aus der Tasche holen, in ihrer Mappe kramen, sie verliert alles mö
liche. Darüber vergißt man den Türken vorzustellen; er ist aufg
standen, wartet lächelnd, leicht vorgeneigt. Die andern haben si
schon wieder geräuschvoll niedergelassen, sichern sich ihre Tassen u
Zuckerstücke, stecken die Zigaretten, halten die Schädel über eine
Streichholz zusammen. Der Türke steht noch immer, endlich bemer

nan es, stottert seinen unmöglichen Namen, er verbeugt sich, nur ernst Beglückung, keine Spur von Gekränktheit auf dem Gesicht. Die Stulentin, breit, mit hohlem Kreuz auf ihrem Stuhl, nickt ihm einen urzen Gruß zu, eher verlegenes schiefes Hacken ihrer großen Nase. ie müßte ihm wohl irgendeine kleine Nettigkeit sagen. Aber sie hat uviel zu tun mit Halsrecken und -wenden, Wiehern, Paffen und auf ie Uhr gucken. – Ein blonder netter Bremer Junge mit Hornbrille pielt mit einem kleinen Inder Schach, der, wenn er gezogen hat, undlich weich und gütig geduldig zu ihm aufsieht. Der Bremer wird atürlich geschlagen, er muß immer länger überlegen, die Stirne ärger rausen, sich immer heftiger an der überspitzen Nase reiben. Am Ende ewinnt er aber plötzlich doch. Die beiden scheinen sich gut zu verstehen, man sieht sie oft zusammen. – Ein noch nicht festgestellter Exot, er im Gegensatz zu den übrigen Ausländern immer allein ist und aus Geldmangel oder Faulheit gänzlich verkommt. Seine langen gelben chuhe völlig schiefgelaufen und brüchig, sein schwarzes glänzendes Haar wächst ihm immer tiefer in den Nacken, über die Ohrmuscheln. Er hat einen dünnen Gummimantel mit aufgedrucktem Stoffmuster, inen durchgeschwitzten harten Hut, unter dem das Haar kranzartig orquillt. Er sitzt mit übereinandergeschlagenen Beinen, spitzen Knien tundenlang vor einer Tasse Kaffee und konzentriert sich auf ein in er Nähe befindliches Mädchen, das er mit großen, schöngeschnittenen, twas auseinanderstehenden Augen ernst und unbefangen studiert.

*

Heute sind zum erstenmal die Tische und Stühle auf die Terrasse wischen den Glasscheiben des Cafés und dem Bürgersteig hinausgetellt worden. Früher Nachmittag, langsam beginnt der Strom der Bummler zu fließen, um sich dann im Laufe weniger Minuten zum unbersehbaren Gewühl zu verdichten. Die Terrasse ist im Nu bis auf den etzten Platz besetzt, obwohl das Wetter sehr unsicher. Die Sonne nur ür Augenblicke sichtbar, sticht, ohne zu wärmen, kühler Wind ommt immer wieder den Boulevard hinunter; der Himmel wird mmer wieder voll Gewölk geschoben; meist nur leicht und durchichtig, manchmal aber auch plötzlich schwer und schwarz mit fahl errauchenden Rändern, es wird ganz düster, scheint regnen zu wol-

len. Einmal springen auch für ein paar Augenblicke Hagelkörner au den Asphalt, bald von weißen Sonnenstrahlen überholt, abgeschni ten.

Man sitzt fröstelnd in den dünnen Sommermänteln, mit hochge schlagenem Kragen. Der Zigarettenrauch rasch hinweggerissen, Asch fliegt in die Wassergläser, die mit dem Kaffee serviert werden, Streich hölzer werden ausgeblasen. Hartes, ungetöntes Licht prallt auf di Gesichtshaut, die noch winterlich bleich, unelastisch, zu straff – vor eilig gerötet, glänzend – oder zu schlaff, dumpf. Männer sehen all unrasiert aus, unruhiges Spiel der Backen- und Schläfenmuskeln, Ha und Kehle empfindlich. Auch das braune Gesicht des eben aus de Schweiz heimgekehrten Skifahrers irgendwie angegriffen und fahl puderkörnig, stockig.

An einem der vordersten Tische drei junge Leute, die sich untereir ander nicht kennen; ihre Blicke stochern im Menschenstrom, könne sich doch nicht richtig darauf einstellen. Der eine hat seinen Hut ab genommen, langes Haar am Wirbel flattert. Sie haben sich schon gan wund gesehen und wollen doch noch längst nicht aufstehen. Die vie len schönen Mädchen, die Schönsten immer mit den gemeinsten dümmsten Kavalieren, mit kleinen bronzefarbenen Ausländern, m schmerbäuchigen Kahlköpfen; die ältliche Hure im herrenmäßige Kostüm, die schon zum fünftenmal in scheinbarer E le wie zu eine Verabredung vorbeitrippelt, das anscheinend versetzte Brillenmäd chen unter der Uhr die eleganten Autos mit Kompressorengeheu und dem Hündchen, das aus dem Rückfenster guckt, der alte wack lige Ford, vollgepfropft mit einer lustigen Clique, blonde, fliegend Mädchenköpfe ohne Hut, Männerprofile und Pfeifen, auf zwei Sitze nicht unter vier Personen, auch auf dem Notsitz, vor der aufgesperr ten Klappe, zwei Mann mit einem Luftballon – anscheinend alle »Künstler«. Die klingenden Hündchen, die dämlichen Provinzler, di unsicher und unbehaglich durchmarschierende Sonntagnachmittags familie: die überlebensgroße Mama mit unbestechlich erhobener Haupt, der kleine Vater, mit in den Nacken geschobenem Hut, ver stohlen umheräugend, der dicke Sohn stumpf als Eisbrecher vorne weg stampfend, die Tochter unterhält lebhaftes Nachhutgeplänkel.

Eine kleine Brüstung trennt die vorderste Tischreihe vom Men schenstrom. Man kann den Fuß h naufheben (mit dem nächste

Wechsel Sommerschuhe kaufen), die Zigarette an den Blumenkästen – gelbe Stiefmütterchen – abstreifen. Einer der Jungen gähnt, steckt die andern beiden an, sie schauen fast gleichzeitig auf ihre Armbanduhren. Jetzt beginnen die K novorstellungen.

Am nächsten Tisch einzelne unwahrscheinlich große, schöne, schlanke Dame, mit hellem leichten Pelz, in dem der Wind spazieren geht. Sie ist gegen die Kälte gefeit, repräsentiert idolhaft Frühjahr. Lange, strenge, leicht konkave Nase, kalligraphischer Mund, hellblaue, durchlässige Augen, anscheinend Zeißfabrikat. Obwohl sie ihren Stuhl weit zurückgeschoben hat, reichen ihre langen Oberschenkel bis unter den Tisch. Neben ihr ein Mann mit Zwicker und senkrechten Stirnfalten; er scheint der We nkarte ungeheuer viel zu entnehmen. Alles ängstlich bemüht, Tuchfühlung zu vermeiden, aber dem eigenen Sessel, Mantel unendlich hingegeben. Endlich, am dritten Tisch, treffen sich Herr und Dame mit leisem Hallo, knackender Händedruck über aufblickenden Köpfen der Sitzenden.

Der Stimmenlärm, langsames Crescendo, scheint erst in den hinteren Tischreihen zu beginnen, doch die Sonne bestreicht nur noch die vorderste, jetzt nur noch die ausgestreckten Fußspitzen der drei jungen Leute, jetzt nur noch die Blumenkästen. Der Wind wird gleichmäßiger und flaut dann ab. Der Himmel öffnet sich unversehens, Bläue leuchtet aber nicht mehr, es ist schon zu spät. Dünne rötlichsilberne Mondscheibe, ganz hohe ferne Schäfchenwolken in derselben Farbe.

*

Er ist hergekommen um Tobias zu suchen, hat ihn gleich am ersten Abend gefunden. Tobias hat wenig Zeit für ihn, sie sind selten zusammen, schließlich gar nicht mehr. Treffen sich nur beständig auf der Straße, scheinbar zufällig, doch ist es wahrscheinlich, daß der Engel Tobias nachgeht.

Engel hat sich ein Zimmer gemietet, versucht etwas wie ein Studentenleben, geht viel spazieren. Er trägt einen auffallenden, modischen Kamelhaarmantel, weit, beige, breiter Gürtel, stoffüberzogene große Knöpfe wie bei einem Clownskostüm. Wird darob von Strichjungen angequatscht. Dazu einen kleinen dunkelgrünen Hut, schief und steif aufsitzend. Bleich, hohlwangig, gläserne fiebrige Augen. Er

geht riesige Strecken zu Fuß, um Zeit totzuschlagen, z. B. den ganzen Kurfürstendamm von Halensee bis Gedächtniskirche hinunter. Die Kehle vom Benzindunst gebeizt, so daß er kaum sprechen kann, mit schiefgelaufenen Absätzen, sausenden Ohren, verstopfter Nase. Die Flügel in die Ärmel gesteckt, die vorschauenden silbrigen Enden in die dadurch ausgeweiteten und eingerissenen Taschen geschoben. Hochgeschlagener Kragen, modisches seidenes Halstuch. Oft sieht man ihn auch aus einer dunklen Seitenstraße auf den Kurfürstendamm herausstoßen, lange zögernd über seinen wolligen Kragenrand Umschau halten, ungeschickt den Damm überqueren – mehrere Anläufe wegen eines fernen Autos abbrechend, um dann schließlich knapp vor einem rassig geschnittenen Kühler hinüberzuhuschen. Drüben bohrt er sich dann in die dunkle Fortsetzung der Querstraße ein. Oft sieht man ihn bei Quick in der Joachimstaler Straße. Er läßt sich von dem todmüden geschminkten Kassenfräulein Geld wechseln, die Groschen kommen klirrend aus dem Automaten gesprudelt; er liest sie mit dünnen Fingern und splitternden Nägeln aus dem blanken Auffangbecher, das Fräulein sieht ihn mit harten Belladonnaaugen an. Er stellt sich vor Speiseautomaten an, wartet geduldig, läßt Nutten höflich den Vortritt, interessiert sich für einen kaputten Automaten – in Wirklichkeit hat jemand zu wenig oder falsches Geld hineingeworfen –, drückt begeistert mit auf den Versagerknopf. Er läßt sich von einem Mädchen lang und breit die Geschichte von dem Ring, den man ihr gestohlen, erzählen, bis ein anderer über die Schulter dazwischenruft: »Det Jeld kannste dir uff die Stelle wieder verdienen«, und mit ihr loszieht. Er erblickt Tobias, der dort auch eingekehrt ist und mit vollen Backen ein Schinkenbrot verdrückt. Sie unterhalten sich in irgendeinem Durchgang, bilden ein Verkehrshindernis, ernten viele Rippenstöße. Verabreden etwas, pumpen sich Geld, bis Tobias' Autobus draußen hält. Der Engel besucht auch das romanische Café, ist dort aber bei den Kellnern und Gästen unbeliebt, weil er sich selber die Zeitungen holt und weil man ihn für einen Spitzel und warmen Bruder hält. Bei Morgengrauen durchquert er den Tiergarten auf dem Heimweg, wenn schon wieder die ersten Stadtbahnzüge fahren – die roten, grünen Lichter gegen den unendlich fahlen und mutlosen Dämmer –, wenn die Vögel mit einem Schlag aus dem Schlaf fahren. Paare, Beutelschneider, Besoffene begegnen ihm. –

HERBERT HECKMANN · ZWEI GEDICHTE

DER GELBE AKROBAT

DIE Schultern stoßen eckig in den Tag
sind hilflos krumm
aus dürren Händen schüttelt Tricks
ein gelber Akrobat

Abenteuer vom Kothurn

Kiesel im Mund werden die Worte glätten
aber die Zunge stolpert über das Fremde
und die Füße verankern den Schritt
und Gefahr geht dem Stolz aus dem Wege

Aber
im Spiel allein
Gelächter ausgesetzt
dem stieren Blick von Messeraugen
schamlos preisgegeben
sucht er – wohin?

Die Köpfe staunen spitz

Der gelbe Akrobat
liegt gläsern
blauen Mundes
in den Scherben seines Leibes.

GELBKRANKE Kraniche
stoßen den Schnabel ins Blau
Fische rieseln vorbei
Schilf tönt düstere Trauer
zottiger Pan
bespringt eine Täuschung
tunkt ins Schwarz
den prallen Kopf

in die Augen sind Schatten gestürzt
lachenden Mundes taumeln die Blinden
quer in den Weg
die Mauer hallen Schritte den
Tag entlang
Wände erwürgen die Müden
gieriger Krähenflug
schneidet ins Ohr
fern
bricht das Mondauge

duftet Mohnschlaf
und ein Baum wächst aus den Toten
in bleierne Finsternis
und kühl weht das Schweigen
Teppich
und Laken
– in ein wirres Gewebe verdammt
sind hastige Hände.

DIE WAHRHEIT ALS SEHNSUCHT

Aus dem Briefwechsel Vossler-Croce

Vossler an Croce

Würzburg, 26. August 1909

GESTERN habe ich die Lektüre Deiner *Logica* beendet. Jetzt, da ich das ganze System vollständig vor mir ausgebreitet sehe, ergreift mich ein Gefühl staunender Bewunderung. Eine solche Fülle von originellen Gedanken, Erhellungen, Vereinfachungen und Vertiefungen und alles mit einer unvergleichlichen Präzision und Sauberkeit dargelegt und geordnet! Vielleicht hat noch nie ein Mensch so klar und so glänzend ein solch gewaltiges Gedankenwerk entfaltet: – höchstens Dein Landsmann Thomas von Aquin. Dieses System allein genügt, das geistige Niveau einer ganzen Nation mit einem mächtigen Schlag zu heben. Die Italiener verdanken Dir viel. Es bleibt abzuwarten, wie weit sie den Vorzug zu nutzen verstehen, ein Werk wie dieses zu besitzen. Bisher scheint mir der Abstand zwischen Deinem Denken und dem der anderen recht groß. Es ist sicher ausgeschlossen, daß Du in diesen Tagen oder Jahren innerhalb oder außerhalb Italiens irgendeinem ernsten Gegner von gleicher philosophischer Schulterhöhe begegnest...

Wenn ich Dir trotzdem ein paar Zweifel vorlege, tue ich das recht bescheiden und mit wenig Hoffnung, Dich zu überzeugen; fehlt doch meinen Zweifeln die hinreichende Sicherheit.

Dem mathematischen Scheinbegriff scheint mir der reine Begriff nicht vorausgehen zu müssen. Ihn zu bilden, genügen zwei Faktoren: intuitive Tätigkeit und praktische Tätigkeit. Die Träume des Dichters anwenden, das heißt sie zu fassen kriegen wollen, aus ihnen ein System oder Schema machen wollen: das ist Mathematik. Das Schema ruht nicht auf der empirischen Realität, und ihm genügt die intuitive Evidenz und Konsequenz der Willkür. Gewiß würde es keine Zahlen geben, wenn es nichts zu zählen gäbe, aber es gibt die Träume, die Bilder, die Schimären, die mit Zahl und Zirkel zu überwinden sind. Die Willkür an sich, wirst Du mir einwenden, ist nicht konsequent, die praktische Tätigkeit bedarf des historischen Auges,

um konsequent zu sein. Aber das Auge des Träumers hat auch seine Klarheit und hat die inhärente Notwendigkeit der Perspektive, des Maßstabs, der Harmonie und des Rhythmus. Diese Perspektiven und Maßstäbe setzen nicht die Qualität noch die Existenz voraus: sie verlangen nach ihr; sie dürsten nach ihr, weil sie ihrer bar sind. Kurz, der reine Begriff steckt in der Mathematik als Postulat, als Ideal, nicht als Voraussetzung. Er steckt in ihr, wie die philosophische Wahrheit im Kunstwerk steckt: als Durst, *als Sehnsucht*, als Aspiration; nicht aber als Fiktion, als nachgemachte Puppe, nicht als Vorausgehendes. Verhält es sich so, müßte allerdings das ganze logische Verhältnis von theoretischer und praktischer Tätigkeit verschoben werden. Gewiß setzen die beiden sich gegenseitig voraus und enthalten sich gegenseitig; doch nicht so, daß man, bei der ästhetischen Tätigkeit beginnend, zur philosophischen ohne die Vermittlung der praktischen übergeht. Und hier liegt die Hauptstelle des Systems, die mich unbefriedigt läßt. Das Praktische steht zum Theoretischen im Verhältnis der Reziprozität, nicht der Unterordnung (noch des Gegensatzes). Das Theoretische ist mit Praktischem durchflochten, das Praktische mit Theoretischem durchflochten. Jede theoretische Tätigkeit hat ihre Technik und jede Technik ihren Schematismus. Die mathematischen Begriffe sind der Schematismus der Intuition, wie die empirischen Begriffe der Schematismus der Geschichte = Philosophie sind.

Ist die historische Erkenntnis einmal konstituiert, sehe ich keinerlei Notwendigkeit mehr zu zählen und zu messen. Die Erkenntnis erhält sich, indem sie sich erneuert und lebt, indem sie sich verändert. Wenn die mathematischen Begriffe für die Erkenntnis unentbehrlich sind, müssen sie ihr vorausgehen; wenn sie ihr nachfolgen, sind sie entweder ein überflüssiges Anhängsel, oder aber sie dienen der praktischen Tätigkeit; letzteres ist der Fall bei den empirischen Begriffen, nicht bei den reinen mathematischen. So scheint es mir vorerst. Verzeih, wenn ich mich schlecht und in Eile ausgedrückt habe, aber ich habe wenig Zeit und bin in das Purgatorio verstrickt.

Raiano, 9. September 1909

Ich habe Deinen letzten Brief in Florenz erhalten, als ich mit hohem Fieber im Bett lag, so daß ich kaum die Unterschrift lesen konnte. Später habe ich ihn aufmerksam gelesen auf der Reise hierher, und ich danke Dir von Herzen für Deine Worte über meine Arbeit. Dein Urteil hat mir, wie Du Dir denken kannst, lebhafte Freude gemacht. Nicht daß ich mir auf das Werk, das ich zu Ende geführt habe, etwas einbildete. Ich habe es geschrieben, weil ich nicht anders konnte: aus einem übermächtigen Bedürfnis, in meinem Kopfe Ordnung zu schaffen, und ich bin froh, daß mir das jetzt mehr oder weniger gelungen ist. Das hindert nicht, daß ich wie jede gute Hausfrau argwöhnisch noch Staub unter den Möbeln vermute, Ruß an den Wänden und irgendein Durcheinander in den Schrankschubladen. So werde ich also weiterhin über die Probleme nachdenken, wenngleich ich meine, das jetzt mit größerer Seelenruhe tun zu können. Auch auf die Entstehung der mathematischen Begriffe will ich zurückkommen, doch gestehe ich, daß ich Deine Einwände noch nicht recht verstehe. Wenn die mathematischen Begriffe universalen Charakter haben, wie können sie dann das reine Universale nicht voraussetzen? Und wenn sie durch *Willkür*, das heißt durch einen *praktischen Akt* konstruiert werden, wie sollen sie dann die historische Erkenntnis nicht vor sich haben? Ist ein *praktischer* Akt ohne eine vorherige *Perzeption* möglich? Du sagst, Du verstehst nicht, wozu die mathematischen Begriffe noch dienen, wenn einmal die historische Erkenntnis erlangt ist. Sie dienen dazu, die empirischen Begriffe zu kräftigen, die doch auch die historische Erkenntnis voraussetzen. So wenigstens scheint es mir; aber ich werde die Frage weiter überlegen, und wir werden uns im Frühjahr mündlich darüber unterhalten, denn ich hoffe, Du wirst nächstes Frühjahr für einige Tage nach Neapel kommen.

TH. W. ADORNO
AUS EINEM BRIEF ÜBER DIE »BETROGENE« AN THOMAS MANN

18. Januar 195

Heute möchte ich Ihnen Dank und Bewunderung sagen für di skandalöse Parabel. Was haben Sie nicht dem Thema der Ver schlungenheit von Eros und Tod an Unvermutetem nochmals abge wonnen; wie konkret und bilderreich ist es nicht geraten. Stets lassen Si den Gleichnischarakter des Ganzen souverän durchschimmern, ohn anzustreben, was man unter deutschen Ästhetikern Symbolik nennt un was meist darauf hinausläuft, eben das Parabolische, den Überschuß de Gedankens über den Stoff, wie er heute nun einmal unvermeidlich ist zu verschleiern. Des Rühmens wäre kein Ende im Hinblick auf die Sub tilitäten und kondensierten Erfahrungen, die in die Sache eingingen wie etwa die von der Gebrochenheit des uns allein noch offenen Ver hältnisses zur Natur (»wenn die Chausseen poetisch wurden«), ode den Bedacht, mit dem Sie in die große Allegorie eine kleine, wie ei Sekundenzifferblatt in eine Uhr, eingelassen haben, die vom Mo schusgeruch des Exkrementhaufens. Kaum je zuvor haben Sie es s verstanden, die Kräfte des Skandalon mit der Sache selbst durch ein kokette Schamlosigkeit in der Behandlung der facts of life, welche di Parabel bilden, zu verbinden – eine Intention, die insgeheim und minu tiös das Ganze durchwächst, den stampfenden Klumpfuß der Tochte und das peinliche pardon me des jungen Ken inbegriffen. Selbst ic konnte dieses Mal dem Gedanken an die musikalische Variations technik, der Ihnen ja wohl zum Halse herauswächst, mich nicht ent ziehen – so als hätten Sie Variationen Ihres obstinaten Grundthema geboten, in denen Licht und Schatten, Forte und Piano und was e sonst an Gegensätzen noch geben mag, genau vertauscht sind; nich also das todessüchtige Leben kommt hier zu Wort, sondern der lebens süchtige Tod, und eben dies repräsentiert zugleich das Ungebührliche Unerfaßte, das die gesellschaftliche Immanenz erschüttert: so seh daß vor Ihrem Spätwerk, das dem eigenen Begriff ein Schnippche schlägt, die Mehrheit Ihrer Leser wie unter dem Stab einer skurrile

Kirke sich in alte Tanten zu verwandeln scheinen und den gladius dei schwingen.

Die bürgerliche Zivilisation hat das »Fiese«, wie Sie es nennen, des Todes verdrängt und entweder veredelt oder mit Hygiene umzäunt. Die Vergeblichkeit des falschen Lebens will man nicht ins Bewußtsein lassen, nicht dulden, das, das Niedrige am Tode sich offenbare – nicht, daß der Tod eine Schande des Menschen ist, die, anstatt im Namen von Tragik gefeiert abgeschafft werden sollte. Der Schock, auf den Ihre Erzählung zielt, verletzt alle diese Spielregeln. Damit vollbringt er etwas unendlich Befreiendes. Man kann wohl sagen, daß in dieser Erzählung Ihr altes Schopenhauersches Wahnmotiv, das der Scheinhaftigkeit und Eitelkeit des Lebens, zu einer materialistischen Konsequenz getrieben ist, die den ideologischen Spuk der Verklärung des Daseins dort trifft, wo es am wehesten tut. Der Kontrast dieser aufklärenden Intention und der abenteuerlich artifiziellen Mittel, deren Sie sich dabei bedienen, potenziert womöglich die Wirkung. Die Spannung zwischen der Kultur und dem, was darunter west, treiben Sie bis zum Zerreißen oder, wie ich lieber sagen möchte, bis zum dialektischen Umschlag. Die Überlegenheit über die gesamte humanistische Tradition, die Sie als deren eigenster Träger dabei bewähren, ist großartig. Ich glaube, erst allmählich wird das sich entfalten, was in dieser wirklich inkommensurablen Produktion steckt.

Nicht kann ich es mir verbieten, Ihnen ein kleines Detail zu berichten, das Ihnen vielleicht noch nicht bekannt ist. Rosalies Anregung, die abstrakte Tochter möchte den Duft als solchen malen, hatte sich bereits realisiert, ehe Sie sie mitteilten. Die späteren Arbeiten des ehemaligen Surrealisten Masson, die ich vor ein paar Jahren in Paris betrachten konnte, sehen in meinen in Dingen der malerischen Technik nicht zuständigen Augen so aus, als wäre von Renoir nichts anderes als der Duft übriggeblieben, die Gegenstände aber getilgt; man spricht fortzulande in der Tat von einem Anknüpfen der jüngsten Malerei an impressionistische Tendenzen. Übrigens hat, wenn ich mich nicht täusche, schon Monet am Ende zu einer solchen Auflösung des Gegenständlichen in die eigene Aura tendiert, von verwandten Abenteuern der Musik wie den Jeux von Debussy zu schweigen. Wenn Sie also nach Paris kommen – und ich kann mir kaum vorstellen, daß die Arbeit am Krull eine allzu lange Abwesenheit von dessen phantasma-

gorischer Wahlheimat zuläßt –, dann versäumen Sie nicht, in d
Galerie Leiris zu gehen und sich von meinem herzlich verehrten Freun
Kahnweiler jene Massons zeigen zu lassen. Sie werden dann Ihrer B
trogenen den Trost spenden können, daß sie sich schließlich vor Ihn
doch noch avancierter dünken kann als die gestrenge Anna.

Wenn ich ein fragendes Wort anmelde, so nicht um auch nur d
leiseste Bedenken gegen das Werk vorzubringen, sondern einem theo
retischen Gedanken zuliebe, der mich schon lange intrigiert und d
Sie vielleicht nicht allzusehr langweilt. Die Figur des Ken trägt, wen
ich mich nicht irre, alle Zeichen eines Amerikaners aus den späte
vierziger oder aus den fünfziger Jahren und nicht aus dem Dezenniu
nach dem *ersten* Krieg; Sie wissen das natürlich viel genauer als ich
Nun könnte man sagen, das sei die legitime Freiheit des Gestalten
und die Forderung nach chronologischer Treue bleibe subaltern, auc
wo es um die Akribie der Menschendarstellung sich handelt. Aber ic
zweifle, ob dies als selbstverständlich sich aufdrängende Argumen
wirklich ganze Kraft hat. Wenn Sie ein Werk in die zwanziger Jahr
verlegen, es nach dem ersten anstatt nach dem zweiten Krieg spiele
lassen, so haben Sie dafür Ihre guten Gründe – der handfesteste ist, da
eine Existenz wie die der Frau von Tümmler heute wohl nicht vo
gestellt werden könnte, und in einer tieferen Schicht spielt wohl d
Bestreben herein, gerade das Nächste zu distanzieren, in Vorwelt z
verzaubern, jene Vorwelt, mit deren besonderer Patina auch der Kru
es zu tun hat. Indessen geht man doch mit solcher Transposition d
Jahreszahlen eine Art von Verpflichtung ein, ähnlich wie beim erste
Takt einer Musik, dessen Desiderate man bis zum letzten Ton nich
mehr loswird, der das Gleichgewicht herstellt. Nicht die Verpflich
tung äußerlicher Treue zum »Zeitkolorit« meine ich, wohl aber di
daß die vom Kuntwerk beschworenen Bilder zugleich als geschich
liche Bilder leuchten, eine Verpflichtung freilich, die aus ästhetisch
immanenten Motiven von jener äußerlichen nur schwer sich dispen
sieren kann. Denn irre ich mich nicht, so stößt man auf den paradoxe
Sachverhalt, daß die Beschwörung solcher Bilder, also das eigentlic
Magische des Kunstobjektes, um so vollkommener gerät, je authen
tischer die Realien sind. Beinahe könnte man glauben, die subjektiv
Durchdringung stünde nicht, wie unsere Bildung und Geschichte u
glauben machen möchte, im einfachen Gegensatz zur Forderung d

Realismus, die ja in gewissem Sinne durch Ihr ganzes Oeuvre hindurchklingt, sondern es wäre, je präziser man sich ans Geschichtliche auch von Menschentypen hält, um so eher die Vergeistigung, die Welt der imago zu gewinnen. Auf derart abwegige Reflexionen bin ich zuerst bei Proust verfallen, der in dieser Schicht mit idiosynkratischer Genauigkeit reagierte, und bei der »Betrogenen« haben sie sich mir wieder aufgedrängt. Im Augenblick kommt es mir vor, als wäre durch jene Art Genauigkeit etwas von der Sünde abzubüßen, an der jegliche künstlerische Fiktion laboriert; als wäre diese durchs Mittel der exakten Phantasie von sich selbst zu heilen. Aber ich weiß nicht, ob es meinem Gestammel auch nur gelingt, das verständlich zu machen, was mir vorschwebt, während ich mich dem Verdacht aussetze, ich sei vor lauter Dialektik am Ende der Stoffhuberei verfallen und bedürfte selber einer Kur, weit dringender als die epische Illusion.

Der Erwählte und die Betrogene, das deutet beinahe schon durch die Titel einen zyklischen Zusammenhang an. Ist wohl gar auf ein drittes Stück dieses Typus zu hoffen, so wie ja Platon, wenn er und Wilamowitz uns nicht betrogen haben, auf den Sophisten und den Staatsmann den Philosophen folgen lassen wollte? Oder sind Sie nun wieder ganz und gar im Krull?

.....

In herzlichster Verehrung
Ihr alter
T. W. A.

ANMERKUNGEN

»*Unser freies Urteil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung*«: diese Sätz schrieb Friedrich Schiller 1795. Sie stehen in dem Kapitel »Das gegenwärtig Zeitalter« seiner Schrift »Über die ästhetische Erziehung des Menschen i einer Reihe von Briefen«.

THOMAS MANN begeht am 6. Juni 1955 seinen achtzigsten Geburtstag.

KARL REINHARDT, geb. 1886 in Detmold, Professor für Klassische Philolog an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt a. M. »Die Stoa« »Sophokles«, »Aischylos als Regisseur und Theologe«, »Von Werken un Formen«.

GUSTAF GRÜNDGENS über Schiller und die moderne Bühne: der Text dies Aufsatzes wurde bei einem Gespräch aufgezeichnet, das zwischen Gust Gründgens und Walter Höllerer im April 1955 in Düsseldorf stattfan Dieser Abdruck ist von Gustaf Gründgens autorisiert.

GÜNTER EICH, s. AKZENTE Heft 1 und Heft 6, 1954

ILSE AICHINGER, s. AKZENTE Heft 3, 1954.

INGEBORG BACHMANN, s. AKZENTE Heft 1, 1954, und Heft 1, 1955.

WALTER HÖLLERER, s. AKZENTE Heft 4 und Heft 5, 1954.

RUTH STRELITZ lebt in Worpswede.

CHRISTINE BUSTA aus Wien wurde im Lyrikpreisausschreiben des Süddeu schen Rundfunks mit dem ersten Preis ausgezeichnet, WIELAND SCHMIE aus Wien erhielt den zweiten, GÜNTER GRASS aus Berlin den dritten Preis. Karl Schwedhelm vom Süddeutschen Rundfunk machte uns auf die Gedichte aufmerksam.

MARTIN WALSER, geboren 1927 in Wasserburg am Bodensee, erhielt im M 1955 den Preis der »Gruppe 47«.

FELIX HARTLAUB, s. AKZENTE Heft 1, 1955.

HERBERT HECKMANN, s. AKZENTE Heft 6, 1954.

Der Briefwechsel aus dem Nachlaß von KARL VOSSLER und BENEDETTO CRO erscheint demnächst im Verlag Suhrkamp. Er wird von Otto Vossler he ausgegeben.

TH. W. ADORNO, s. AKZENTE Heft 5, 1954.

RÜCKBLICK

auf Heft 2/1955

Wolfgang Borchert · Eisenbahnen, nachmittags und nachts

Erzählungen von Hans Bender, Felix Hartlaub, René Schickele

Gedichte von Wolfgang Borchert, Astrid Claes, Marie-Luise Kaschnitz, Albert Schirnding

Drei Beiträge zur Dichtung Wolfgang Borcherts
Alfred Bourk · Generation ohne Abschied – Herbert Seliger, Wer schreibt für uns eine neue Harmonielehre?
Siegfried Unseld · Unvorgreifliche Gedanken zur Kurzgeschichte

Hans Erich Nossack · Vorwort zu »Thomas Chatterton«

Hans Henny Jahnn · Szenen aus »Thomas Chatterton«

Benno Schubert · Verlorene Zeichen. Versuch über Trakl

VORSCHAU

auf den Inhalt weiterer Hefte

Erzählungen von Georg Britting, Heimito von Doderer, Max Frisch, Gerd Gaiser, Wolfgang Hildesheimer, Paul Hühnerfeld, Hermann Lenz, Hans Erich Nossack, Gustav Regler, Edzard Schaper

Gedichte von Johannes Fischer, Josef Guggenmos, Helmut Heißenbüttel, Hans Rudolf Hilty, Horst Lange, Werner Lutz, Ernst Meister, Helmuth Nürnberger, Junge Österreichische Lyrik, Junge Schweizer Lyrik

Beiträge zu Karl Kraus, zum Übersetzungsproblem, zur Biographie von Gedichten

Untersuchungen von Th. W. Adorno, Richard Alewyn, Gottfried Benn, Walter Boehlich, Alfred Bourk, Albrecht Fabri, Hans Hennecke, Curt Hohoff, Hans Egon Holthusen, Helmut Krapp, Karl Krolow, Kurt Leonhard, Thomas Mann, Fritz Martini, Karl Markus Michel, Armin Mohler, Günther Müller, Herbert Nette, Paul Requadt, W. J. Schröder, Giorgio Zampa

Aus dem Nachlass von Oskar Loerke, Gertrud Kolmar, Albin Zollinger

CARL HANSER VERLAG MÜNCHEN